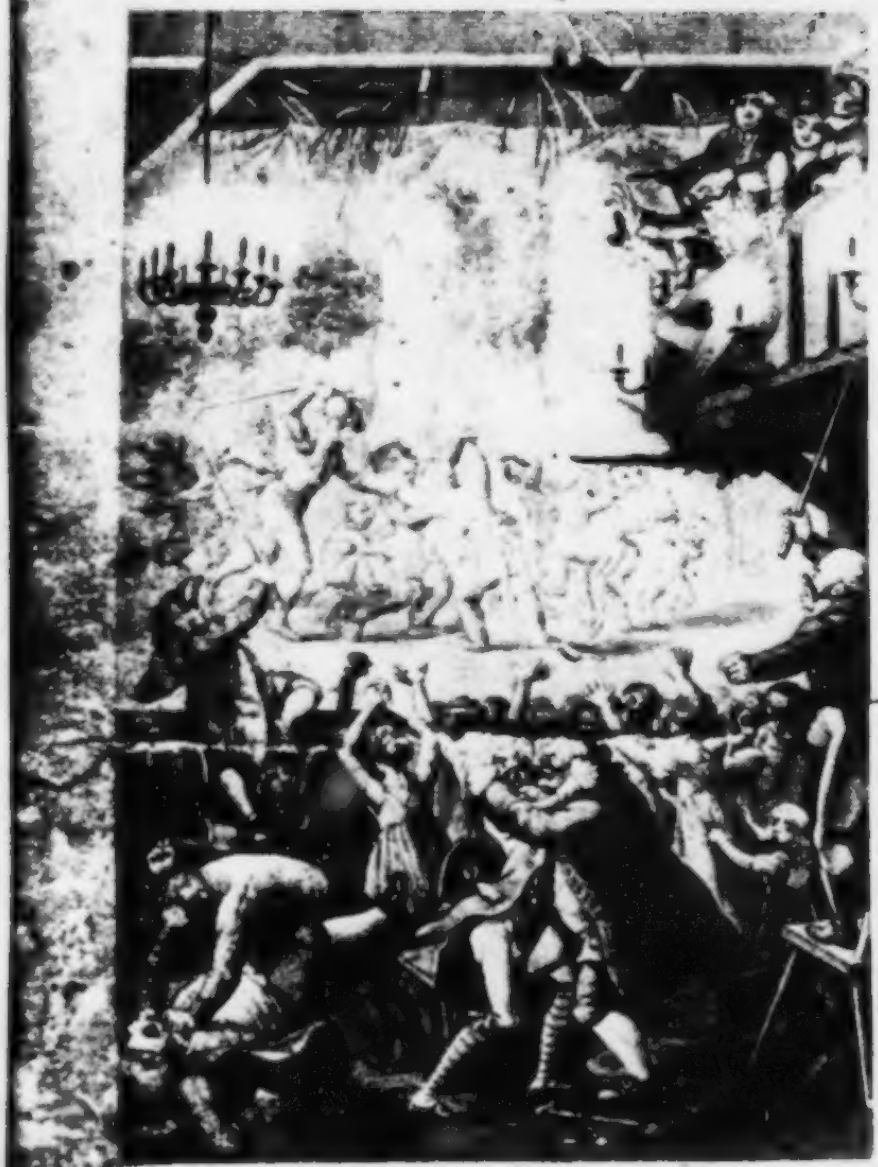

7719.

Alberts Jugendjahre.

Ein komiſcher Roman

von

Karl Eduard Bach.

Mit einem Kupfer.

Berlin,
in der Schüppelſchen Buchhandlung.
1812.

Preuſſiſche Staatsbibliothek Berlin

Erſtes Kapitel.

Meine Erziehung.

In meiner frühen Jugend war ich ein munterer, leichtfertiger Knabe, und nur die ungewöhnliche Strenge, mit der ich väterlicher Seits erzogen wurde, erhielt mich einigermaßen in den Schranken der Ordnung und verhütete: daß meine Lebhaftigkeit nicht in die zügelloſeſte Wildheit ausarten konnte. Mein Vater, ein geſchickter Chirurgus, der jedoch auch als Doktor practizirte, hatte vor Zeiten in der Qualität eines Compagnie-Feldſcherers mehrere Feldzüge mitgemacht und dort wahrſcheinlich jenen rauhen militäriſchen Ton angenommen, der ihm noch immer anklebte. Er ſprach am liebſten von chirurgiſchen Operationen, verſtand ſich ſchlecht auf

innerliche Curen, deße beßer aber auf die Lanzette und machte oft weite Reisen, bloß um eine Amputation, oder sonstige gefährliche Operation mit anzusehen. Durch den täglichen Anblick von Leidenden mancherley Art, war er zu einer gewissen Gefühllosigkeit gelangt, welche sich in allen seinen Handlungen und vorzüglich in seiner Kinderzucht äußerte, die in mancher Hinsicht wirklich Spartanisch genannt werden konnte. Es hatte nemlich ganz das Ansehen, als ob er mich durch die vielen Prügel, die ich oft um der kleinlichsten Ursachen willen von ihm erhielt, nach und nach dahin bringen wollte: den Schmerz gänzlich zu verachten und mit stoischer Gelassenheit zu ertragen. Wenn dieß wirklich seine Absicht war, so wurde sie auch zum Theil erreicht, denn ich konnte schon als ein zehnjähriger Knabe, die derbsten Stockschläge aushalten, ohne zu mukßen.

Meine Mutter, die Sanftmuth und Gutherzigkeit selbst, billigte keinesweges die Härte, mit der mein Vater mich behandelte und war oft schwach genug, mich geradezu gegen ihn in

Schutz zu nehmen. Ich benutzte diese Schwachheit und suchte, wenn ich vom Vater gezüchtigt werden sollte, entweder Gelegenheit zu entwischen und mich bey der Mutter zu verbergen, oder, wenn das nicht anging, schrie ich so gewaltig, daß sie es nothwendig hören mußte; in welchem Falle sie dann niemals unterließ, zu meiner Rettung herbey zu eilen. Mein Vater ersann aber bald ein Mittel, diese meine List unwirksam zu machen, und wählte — um mich doch wenigstens dann und wann nach Verdienst belohnen zu können — ein Gartenhäuschen zum Executionsplatz, das so entfernt vom Wohnhause lag, daß mein Schreyen von dort aus das mütterliche Ohr unmöglich erreichen konnte. Unter solchen Umständen hielt ich es denn auch nicht für rathsam, meine Kehle so ohne allen Nutzen anzustrengen, sondern fügte mich mit Resignation in mein Schicksal und setzte sogar ein gewisses Ehrgefühl — fast möcht' ich es Trotz nennen — darin: bey den härtesten Züchtigungen auch nicht einen Laut des Schmerzes von mir zu geben. Desto kläglicher geberdete ich mich

aber, wenn ich nach vollendeter Execution zu meiner Mutter kam, um ihr meine ausgestandenen Leiden zu klagen. Die Thränen die ich dann vergoß und die Klagelieder die ich dann anstimmte, würden einen Stein erweicht haben, wie hätte eine Mutter wie die meinige, bey den Leiden ihres geliebten Kindes gleichgültig bleiben können? — Auch schlug meine Speculation selten fehl. „Armer Junge!" hieß es fast immer, „hat Dich der böse Vater schon wieder geschlagen? Komm her, mein Albertchen. Beruhige Dich; ich will Dir auch ein Stückchen Kuchen geben!" —

Ein solches Naschwerk, worauf eigentlich nur die ganze Lamentation berechnet war, verfehlte denn auch niemals den Zweck, um dessentwillen es gereicht wurde, und konnte bey mir jederzeit als ein probates, schmerzstillendes Mittel, mit dem besten Erfolg in Anwendung gebracht werden.

Diese fehlerhafte Erziehung, wo auf der einen Seite durch übertriebene Strenge und auf der andern durch gänzliche Verzärtelung, alles

verdorben wurde, konnte meiner Bildung unmöglich eine gute Richtung geben und hatte die natürliche Folge, daß ich meinen Vater nicht allein wie einen Wütrich fürchtete, sondern auch wirklich haßte, weil ich glaubte: er strafe mich, nicht um eine nothwendige Besserung bey mir zu bewirken, sondern bloß zu seinem Vergnügen. Desto inniger hing ich dagegen an meiner Mutter, deren Schooßkind ich war, das sie mehr wie sich selbst liebte und dessen Unarten sie sorgfältig vor meinem Vater verschwieg.

Kam es übrigens darauf an, mich einer Anklage wegen zu rechtfertigen, oder von einem Verdachte zu reinigen, so hielt ich jedes Mittel für erlaubt und machte mir kein Gewissen daraus, meinen Vater durch Heucheley zu täuschen und oft aufs unverschämteste zu belügen; denn ich wußte einmal: daß auch das reuigste Bekenntniß ihn nicht bewegen konnte, die mir zugedachte Strafe zu mildern, oder wohl gar zu erlassen. Freylich pflegte er diese Strafe noch zu verdoppeln, wenn ich als Lügner ertappt wurde, doch geschahe das sehr selten; denn ich

verstand die Kunst: mit so frecher Stirn zu lügen, daß ich gleich alle etwanigen Zweifel zu Boden schlug. Ueberdieß hatte ich auch noch die Gewohnheit, in Untersuchungen der Art, immer mit solcher Standhaftigkeit bey meiner ersten Aussage zu beharren, daß ich lieber alle Grade der Tortur ausgestanden haben würde, ehe ich mich hätte bewegen lassen, die Wahrheit zu bekennen.

Gegen meine Mutter war ich jedoch beständig die Aufrichtigkeit selbst, und das wurde mir um so leichter, da ich von ihr keine Züchtigung zu befürchten hatte; vielmehr durch ein reuiges und offenherziges Geständniß so bey ihr gewann, daß ich — statt der wohlverdienten Strafe — nicht selten noch eine Belohnung erhielt, um mich auch für die Folge zur Wahrheitsliebe aufzumuntern.

Außerdem hatte ich noch manche Fehler an mir, die man bey Kindern häufig findet. So war ich zum Beyspiel muthwillig, schadenfroh, naschhaft, eitel, träge zu allen nützlichen Beschäftigungen, desto mehr aber zu närrischen

Streichen aufgelegt und ſpielte ſchon als Knabe den großen Herrn für mein Leben gern. Demungeachtet kann ich mir ſelbſt das Zeugniß geben: daß ich von Natur eigentlich nicht böſe, ſondern nur leichtſinnig und verzogen war.

Zweytes Kapitel.

Ich mache Aufſehen.

Die Lehrer des Gymnaſiums, welches ich beſuchte, konnten mit mir und mit den Fortſchritten die ich machte, unmöglich zufrieden ſeyn, denn ich war in den mehreſten wiſſenſchaftlichen Fächern noch außerordentlich zurück und bezeigte auch nicht die mindeſte Luſt, das Verſäumte nachzuholen; deſto mehr aber galt ich bey den übrigen Gymnaſiaſten. Ich war nemlich einer der größten und ſtärkſten unter ihnen, ging immer ſehr ſauber gekleidet, hatte mir gewiſſe Studenten-Manieren zu eigen gemacht und

spielte überhaupt den Renommisten mit so vielem Glück, daß ich ordentlich den Ton angab und alle sich bemühten, mich nachzuahmen. Besonders erregten meine großen steifen Stulpstiefeln, die ich mir nach der Form, wie sie die Cavallerie-Officiere trugen, hatte anfertigen lassen, viel Aufsehen und stachen meinen Schulcameraden gewaltig in die Nase. Diese Stiefeln waren immer so blank gewichst, als wie mit Lack überzogen und um den Effect, den sie machten, noch zu vermehren, hatte ich die Absätze mit tüchtigen Hufeisen belegen lassen; so daß der Fußboden erbebte, wenn ich einher ging. Ein paar große Studentensporn führte ich beständig in der Tasche bey mir, um sie gleich nach geendeten Lehrstunden anschnallen zu können, und mit einer Reitpeitsche — die sich in den großen Stiefeln sehr gut verbergen ließ — manövrirte ich auf der Straße unaufhörlich in der Luft herum; versetzte jedem Hunde, der mir in den Wurf kam, einen Hieb, daß er heulend auf die Seite lief und peitschte, in Ermangelung lebendiger Creaturen, sogar auf die im-

mobilen Pfähle, bey denen mein Weg mich vorbey führte.

Ungeachtet ich noch nie ein Pferd zu besteigen Gelegenheit gehabt hatte, so wußte ich mir doch bey meinen Schulcameraden das Ansehen zu geben, als ob ich ein sehr geschickter Roßbändiger sey. Zu dem Ende sprach ich beständig von Unfällen, die ich mit wilden Pferden erlebt haben wollte und machte viel Aufhebens von meiner Geschicklichkeit im Reiten, und von dem Muthe und der Gegenwart des Geistes, womit ich bey solchen Gelegenheiten der augenscheinlichsten Lebensgefahr getrotzt habe und glücklich entkommen sey.

Je leichter die Geschichten Glauben fanden, die ich auftischte, desto unverschämter log ich und erzählte oft so schaudervolle Begebenheiten, daß meinen Zuhörern vor Grausen die Haare zu Berge standen. Bald sollte ein Pferd, das ich ritt, den Koller bekommen haben; bald eine wilde Mähre mit mir über das Geländer einer Brücke in einen reißenden Strom hinab gesprungen seyn, und einmal berühmte ich mich

ſogar: einem Pferde, das mit mir durchgehen wollen, durch die Kraft meiner Schenkel die Ribben im Leibe zerbrochen zu haben, und was dergleichen mehr war.

Oft ertheilte ich auch, ehe die Lehrſtunden ihren Anfang nahmen, ordentlich Unterricht, wie man mit Anſtand auf dem Pferde ſitzen und daſſelbe lenken und regieren müſſe. Um dieß der ſtaunenden Menge recht anſchaulich zu machen, ſetzte ich mich dann auf die Ecke eines Treppengeländers, bereitete mir aus den Riemen, mit welchen wir unſere Schulbücher zuſammen ſchnallten, die erforderlichen Zügel und Steigbügel, benutzte mein Schnupftuch als Schabracke und legte mir Ovids **Metamorphoſen** — die es ſich bey allen Verwandlungen die ſie enthielten, doch ſchwerlich hatten träumen laſſen, daß ſie noch in einen Sattel verwandelt werden würden — zu dieſem Behuf unter.

Bey ſolchem Unterricht pflegten wir jedoch immer einige von uns als Vedetten zu detaſchiren, die ſogleich rapportiren mußten, wenn die

Herren Professoren anrückten; in welchem Fall dann aufs schleunigste abgesattelt wurde.

Durch diese und ähnliche Spiegelfechtereyen hatte ich es nun — trotz meiner Schwäche in allen soliden Wissenschaften — dennoch dahin gebracht, daß meine Schulcameraden mir mit der größten Achtung und Auszeichnung begegneten und einmüthig das Urtheil über mich fällten: ich sey wirklich ein recht forscher Mensch; eine Benennung, die mir in meiner damaligen Lage wenigstens eben so ehrenvoll zu seyn schien, als unter Standespersonen etwa der Titel: Excellenz.

Drittes Kapitel.

Ich spiele eine höchst traurige Figur.

Das Ansehn, welches ich auf diese Art bey meinen Mitschülern erlangt hatte, dauerte jedoch nur kurze Zeit, denn bald darauf ereignete sich

ein Umstand, der dieser meiner Renommee einen so empfindlichen Stoß versetzte, daß sie sich in langer Zeit nicht wieder davon erhohlen konnte. Nach beendeten Lehrstunden kehrte ich eines Tages vom Gymnasium zurück und stolzirte, wie gewöhnlich, mit Stiefeln und Spern durch die Straßen. Meine vertrautesten Freunde begleiteten mich und freuten sich mit mir über das Aufsehn, das wir erregten; während uns ein Trupp kleiner Quintaner-Buben in ehrerbietiger Entfernung folgte und nicht müde ward, meine werthe Person mit staunenden Blicken zu betrachten. Ich blähte mich, wie der Frosch in der Fabel.

Plötzlich ergriff mich eine starke Hand bey den Schultern. Ich erschrak und die Geistesgegenwart, mit der ich mich immer so breit gemacht hatte, war in diesem Augenblicke so schnell und so ganz verschwunden, daß die Reitpeitsche meiner zitternden Hand entfiel.

„Haben wir den Vogel erwischt," sagte mit barscher Stimme der Polizeydiener — denn ein solcher war es, der mich festhielt — „jetzt

nur gleich, ohne weiteren Umstände, zum Herrn Polizey-Director!"

Ich erwiederte diese Anrede sehr höflich, machte in der Angst meines Herzens einen Bückling über den andern und äusserte mit stammelnden Worten: ich begriffe gar nicht, wie ich zu der unverhofften Ehre kommen sollte, dem würdigen Chef der hochlöblichen Polizey vorgestellt zu werden.

„Das werden Sie schon hören, junger Herr!" entgegnete der furchtbare Mann, dessen Geschäft es war, über öffentliche Ruhe und Ordnung zu wachen, und griff — um sich meiner werthen Person noch mehr zu versichern — nach meinem Kragen. „Der Herr Director wird Ihnen schon über alles Aufschluß geben und zugleich die Polizey-Verordnung etwas nachdrücklich einschärfen: daß man auf der Straße im Schritt reiten muß, damit alte kraftlose Leute Zeit gewinnen, aus dem Wege zu gehen und nicht übergeritten werden. Zum Galloviren ist es Zeit genug, wenn man zum Thore hinaus ist."

Ich konnte den Sinn, der in den dunkeln Worten des Allgewaltigen lag, nicht errathen und bat sehr demüthig um nähere Erklärung, die mir denn auch sogleich ertheilt wurde. Ich erfuhr nun, daß gestern eine alte Frau überritten worden sey und daß die löbliche Polizey sich bemühe, den Thäter auszumitteln, der in der Dunkelheit des Abends und durch die Schnelligkeit seines Pferdes entkommen war. Nun konnte ich ohne großen Scharfsinn leicht errathen, daß man mich dieses Verbrechens schuldig glaubte, und bot alles Mögliche auf, meine Unschuld zu beweisen; aber vergebens.

„Wir sind nicht dumm," sagte der Polizeydiener und nahm eine wichtige Amtsmiene an. „Wir lassen uns durch Läugnen nicht irre führen und haben Mittel in Händen, verstockte Sünder zum Geständniß zu bringen. Auch wissen wir schon, was wir wissen. Unsre Spione haben den wilden Reiter recht gut erkannt und uns schon gestern die Nachricht gebracht: daß es ein Primaner aus dem hiesigen Gymnasium gewesen sey."

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich glaubte meine Unschuld läge nunmehr klar am Tage und sey leicht zu beweisen, da ich gar nicht zu der benannten Classe gehörte. Ich erwiederte also: daß hier nothwendig eine Verwechselung von Personen Statt finden müsse, indem ich mich noch gar nicht bis zu dem Range eines Primaners empor geschwungen habe, sondern erst kürzlich nach Quarta versetzt worden sey. Fast alle Scholaren des Gymnasiums waren um mich her versammelt, denn das Aufsehn, das meine Arretirung machte, hatte sie herbey gelockt und ich forderte sie jetzt insgesammt auf: die Wahrheit meiner Aussage zu bestätigen. „Ja, er sitzt noch in Quarta!" riefen alle wie aus einem Munde, „und wird auch wohl in seinem Leben nicht weiter kommen!" setzte ein vorlauter Bube noch hinzu und lachte hämisch. Ich ergrimmte und faßte den Entschluß: mich bey der ersten Gelegenheit, für diese pikante Aeusserung zu rächen.

Der gewissenhafte Polizeybediente fand jedoch das Zeugniß meiner Mitschüler bey weitem

nicht so überzeugend, als ich es gehofft hatte und war keinesweges gesonnen, mich sogleich wieder auf freyen Fuß zu setzen: er drang vielmehr sehr ernsthaft darauf, daß ich ihm folgen solle und schleppte mich — da ich zögerte — mit Gewalt fort. Das halbe Gymnasium und eine Menge anderer Zuschauer folgten uns, um zu sehen was aus der Sache werden würde. Ich fing bitterlich an zu weinen, hörte nicht auf meine Unschuld, so gut ich konnte, zu beweisen und schwur endlich hoch und theuer: ich habe in meinem ganzen Leben noch auf keinem Pferde gesessen und könne mithin doch unmöglich eine Frau übergeritten haben.

Aber auch dieses offenherzige Geständniß war nicht vermögend mir meine Freyheit wieder zu verschaffen und hatte nichts weiter zur Folge, als daß alle Umstehenden in ein lautes Gelächter ausbrachen. Der Polizeydiener erklärte nach wie vor alles, was ich zu meiner Rechtfertigung anführte, für Winkelzüge und meinte: daß man doch um nichts und wieder nichts, nicht mit so großen Stiefeln und Sporn einher gehen

en würde. Ich verwünschte den vermale-
ten Beinschmuck, der mich in diese Verlegen-
gebracht hatte, bis in den Abgrund der
le und wurde mit roth geweinten Augen und
einer zahllosen Menge von Menschen ver-
t, nach der Wohnung des Herrn Polizey-
ectors abgeführt. Tief beschämt schlug ich
Augen nieder, wagte es gar nicht mehr auf-
icken und mußte mir selbst gestehen: daß ich,
anerkannt forscher Mensch, doch jetzt die
rigste Figur von der Welt spiele.

Nicht ohne Zittern trat ich vor den Herrn
ctor; doch war dieser bey weitem leutseeli-
als sein dienstbarer Geist, der mich so brutal
Kragen ergriffen hatte. Er erkundigte
nach meinem Namen und fügte dann zu
er großen Freude hinzu: er sey vollkom-
von meiner Unschuld überzeugt und ich
sogleich nach Hause gehen, um mich von
m Schrecken zu erhohlen. „Der wilde
r von gestern," fuhr er fort, „ist bereits
Verantwortung gezogen und hat auch sein
rhen schon eingestanden."

Der Polizeydiener bekam einen derben Verweis, daß er, ohne beauftragt zu seyn und bloß auf den Grund seiner eigenen Vermuthung, jemand arretirt und dadurch unnöthiger Weise einen Auflauf veranlaßt habe. Dieser Mensch war ganz verblüfft und wußte auch nicht ein Wort zu seiner Entschuldigung vorzubringen. Er glaubte seine Sache ungemein pfiffig angefangen zu haben und hatte seinem vormaligen Herrn — denn er stand ehedem in des Polizey-Directors Diensten und war erst kürzlich, durch dessen Vermittelung, von der Schuhbürste, bis zu dieser Ehrenstelle promovirt worden — durch diese Heldenthat einen Beweis seines treu ergebenen Dienstei fers geben wollen.

Dem rächenden Arm der Polizey war ich auf diese Art glücklich entgangen, aber noch lange nachher mußte ich das unaufhörliche Spötteln meiner Mitschüler ertragen. Dieß war mir im höchsten Grade empfindlich und bestimmte mich bald, die Cavalleriestiefeln für immer abzulegen, damit die muthwilligen Scholaren,

auch nicht auf die entfernteſte Art, an dieſen verdrießlichen Vorfall erinnert werden möchten.

Als ein Glück konnte ich es übrigens betrachten, daß mein Vater von der ganzen Geſchichte nichts erfuhr, ſonſt würde er mich gewiß noch obenein ſehr nachdrücklich beſtraft haben. Minder glücklich war ich kurz darauf bey einer anderen Gelegenheit, wie dieß das nächſte Kapitel zeigen wird.

Viertes Kapitel.

Ich werde ganz wider Willen in einen Sanscülotte verwandelt.

Zu dem Hauſe meiner Eltern gehörte ein Garten, in welchem man die ſeltenſten Obſtbäume fand und es war im Herbſt ordentlich eine Freude, alle die ſchönen Früchte reifen zu ſehen, die er hervorbrachte. Für mich war jedoch dieſer Anblick keinesweges erfreulich, denn

er vermehrte nur einen Appetit, der nie gestillt wurde, weil mein Vater die Gewohnheit hatte, alles Obst was er gewann, als Geschenke an seine Freunde zu verschicken, ohne auf mich Rücksicht zu nehmen. Vorzüglich beschenkte er die Vorsteher des anatomischen Instituts immer sehr reichlich, wofür sie ihm denn, bey Nacht und Nebel, große Säcke mit zergliederten Theilen des menschlichen Körpers und nicht selten ganze Cadaver ins Haus schickten, die der Verordnung gemäß eigentlich verscharrt werden sollten, unter so bewandten Umständen aber in das Cabinet meines Vaters wanderten.

Diese Art von Tauschhandel war ganz und gar nicht nach meinem Geschmack und ich begriff nicht, wie man so schönes Obst, für ungenießbare, ekelhafte Knochen hingeben konnte.

Das Benaschen der Bäume war mir übrigens aufs strengste untersagt und einige Versuche, die ich schon früher einmal gemacht hatte, meine Hand nach den verbotenen Früchten auszustrecken, waren so übel abgelaufen und von meinem Vater so strenge geahndet worden,

ich lieber die Qualen des Tantalus litt,
mich wieder der Gefahr aussetzen wollte,
einen vorübergehenden Genuß, so schwer
ien zu müssen.

Unter diesen Umständen war es denn na-
lich: daß ich meine speculativen Blicke in
benachbarten Gärten auf Kundschaft sandte
eben so natürlich: daß diese Blicke dort
manchen, zum Genuß einladenden Gegen-
den, lüstern verweilten. Anfangs war ich
ch so gewissenhaft, daß ich bloß die Aeste
nachbarlichen Bäume plünderte, welche die
nze offenbar überschritten und sich frecher
se über den Zaun hinweg, bis in unsern
ten ausdehnten, weil ich immer gehört hatte:
man in solchem Falle befugt sey, Früchte
ernten, die über unserm Grund und Boden
gen; ein Recht, welches jedoch mein Vater
nals hatte in Ausübung bringen wollen.
wie es denn zu gehen pflegt: die verderb-
Aufklärung macht Riesenschritte und ist nie
häftiger, als wenn es darauf ankommt,
Gewissen zu beschwichtigen. So ging es

auch hier. Die Gewissenhaftigkeit hielt bey mir nur so lange Stand, als ich bey dieser Einschränkung, die ich mir zum Gesetz gemacht hatte, noch etwas zu schmausen fand und mußte mit der letzten Birne, die ich pflückte, meiner regen Eßlust weichen. Ich ging, um meinen Appetit zu stillen, nun schon etwas weiter und suchte mittelst eines Hakens, den ich an eine Stange gebunden hatte, auch Baumzweige aus den benachbarten Gärten über die Grenze zu ziehen und ihrer Früchte zu berauben, die unser Territorium ganz und gar nicht verletzt hatten. Als aber auch das nichts Erkleckliches mehr abwerfen wollte, so trieb ich die edle Dreistigkeit so weit, daß ich über die Zäune kletterte und in den benachbarten Gärten das Obst förmlich von den Bäumen stahl; ein Verfahren, welches ich jedoch mit der honnetten Benennung: fourragiren bezeichnete.

Auf diese Art hatte ich schon alle nah' gelegene Gärten heimgesucht, bis auf den eines gewissen Obersten, in welchem ganz vorzüglich schöner Wein gewonnen wurde. Ich liebte den

Wein ganz außerordentlich und konnte die Zeit kaum erwarten, wo die schönen Ungarischen Trauben, die ich durch einige Oeffnungen des Zauns hängen sahe, reif seyn würden. Freylich waren diese Trauben ganz und gar nicht für mich gewachsen, doch was schadete das? — ich fourragirte ja und beym Fourragiren ist es bekanntlich so Sitte: daß man erntet, wo andere im Schweiß ihres Angesichts gesäet haben.

Ich war also fest entschlossen, auch den Garten des Obersten nicht zu verschonen, nur war ein solches Unternehmen mit einigen Schwierigkeiten verbunden, weil der Zaun, den ich übersteigen mußte, um in das gelobte Land zu kömmen, welches den schönen Wein hervorbrachte, wenigstens um vier Fuß höher war, als die Zäune der andern Nachbarn, die ich schon so oft passirt hatte. Aber auch dieß Hinderniß schreckte mich nicht ab und an einem dunkeln Herbstabend, wo ich ganz besonders unternehmend gestimmt war, führte ich mein Vorhaben wirklich aus. Vermittelst einer Leiter gelangte ich bis auf einen der Pfähle, an wel-

chen der Zaun befestigt war, zog darauf, diesen Stützpunct benutzend, die Leiter nach mir, setzte sie in den nachbarlichen Garten und stieg nun, ohne weitere Schwierigkeiten, in denselben hinab.

Schon hatte ich zwey der schönsten Trauben gepflückt und suchte — weil man doch aller guten Dinge gern drey hat — eiligst nach einer dritten, als ich eben so unerwartet als unangenehm gestört wurde. „Millionen-Bomben-Sappermenti! Wart' Du verfluchter Cujon, ich will Dich naschen lehren!" schrie eine fürchterliche Baßstimme hinter mir und der alte Gärtner des Obersten kam mit einem Knüttel auf mich los, der so bedeutend war, daß er mir auf der Stelle den tiefsten Respect einflößte. Ich war daher auf meine Rettung bedacht, ließ alles geraubte Gut im Stiche und eilte mit Schritten, die das böse Gewissen beflügelte, nach meiner Leiter zurück.

Im Anfange hatte es ganz das Ansehen, als ob der Zufall meine Flucht begünstigte, denn der alte Gärtner — vor Zeiten Korporal

im Regiment des Oberſten, der als Invalide den Abſchied erhielt, weil ein Schuß ins rechte Knie ihm den Fuß gelähmt hatte — war natürlich nicht im Stande mich einzuholen und blieb weit hinter mir zurück. Nicht ohne Freude nahm ich meine Ueberlegenheit wahr, erreichte glücklich die Leiter, ſtieg eilig hinauf und war ſchon im Begriff, mich durch einen kühnen Sprung in unſern Garten hinab zu retten, als ein verwünſchtes Ungefähr mich feſthielt und in die peinlichſte Lage von der Welt verſetzte.

Der Herr Oberſte hatte nemlich, um ſich gegen dergleichen freundſchaftliche Beſuche, wie ich ſo eben abgeſtattet hatte, zu ſichern, ſeinen Zaun oberhalb mit eiſernen Spitzen und zierlich gearbeiteten Widerhaken verſehen laſſen, ſo daß es wirklich ſchwierig war, ihn unverletzt zu paſſiren. Die Eilfertigkeit mit der ich den gefährlichen Sprung ausführen mußte, wenn er mich anders retten ſollte, machte, daß ich nicht die erforderliche Vorſicht anwenden konnte und ſo geſchahe es denn, daß einer der verwünſchten Widerhaken, beym Herabſpringen

meine Beinkleider faßte, sie mitten von einander riß und sich oberhalb, in den haltbarern Gurt, so verwickelte, daß ich hängen blieb und ganz außer Stande war, mir zu helfen.

Es ging mir also auf meiner Retirade eben so, wie weiland dem Prinzen Absalon, nur mit dem Unterschiede: daß der mich verfolgende Joab keinesweges darnach trachtete, mich zu durchbohren, sondern nur weidlich durchzuprügeln.

Das that er denn auch rechtschaffen und mit so gutem Erfolg, daß mir hören und sehen verging.

Hatte ich zuvor triumphirt und dem Schicksal gedankt, daß es meinem Verfolger den Fuß gelähmt und ihn dadurch unfähig gemacht hatte, mich im Laufen einzuholen, so seufzte ich jetzt: „ach, hätte jene Kugel ihm doch lieber den Arm lädirt, es würde mir ungleich besser zu statten kommen!" —

Endlich erbarmte sich der Himmel meiner Noth. Der Gurt meiner Beinkleider, an welchem ich nur allein hing, konnte die heftigen

Bewegungen, die ich in der Angſt des Schmerzes machte, nicht länger aushalten; er zerriß, und ich ſtürzte — zum Sanscülotte geworden — in den väterlichen Garten hinab.

Fünftes Kapitel.

Mein Sanscülottismus dauert länger als mir lieb iſt und giebt Veranlaſſung, daß mein point d'honneur aufs empfindlichſte gekränkt wird.

Zerſchlagen wie ich war, raffte ich mich auf, zog die abtrünnig gewordenen Beinkleider wieder in die alte Lage, hielt ſie — in Ermangelung anderweitiger Haltbarkeit — mit beyden Händen feſt und eilte ſo dem Wohnhauſe zu, um mir von der Mutter, die meinen ganzen Kleidervorrath in Verwahrung hatte, einen anderen Anzug geben zu laſſen. Dieſe war aber zufälliger Weiſe ausgegangen und ich mußte

mich, gern oder ungern, entschließen, bis zu ihrer Zurückkunft zu bleiben wie ich war.

In dieser Verlegenheit lief ich auf meine Stube und fand hier unsere Magd, die eben damit beschäftigt war, das Zimmer auszukehren. „Christine! beste, englische Christine!" rief ich zitternd vor Angst, „helfe sie mir doch aus der Noth. Ich habe malheur gehabt; geschwind eine Nähnadel und Zwirn!"

Durch diese Anrede gelang es mir, wider Erwarten, der alten mürrischen Christine ein freundliches Lächeln abzugewinnen. Sie setzte den Besen fort und fragte ziemlich theilnehmend: was ich denn schon wieder gemacht habe? Ohne Zeitverlust zeigte ich ihr den offenen Schaden und bat: sie möchte die Oeffnung, die so furchtbar aus einander klaffte, doch geschwind mit einigen Stichen zusammen nähen, damit nur der Vater nichts davon gewahr werden könne.

Die alte Christine erbarmte sich meiner Noth und entschloß sich, Hand ans Werk zu legen, verlangte jedoch: ich solle die schadhafte

Kleidung ausziehen und ihr mitgeben. Ich protestirte zwar, da sie aber unter keiner anderen Bedingung die dringende Reparatur übernehmen wollte, so fügte ich mich und überlieferte ihr das Verlangte, worauf sie sich entfernte und bald wiederzukommen versprach.

Ich stand unterdessen Höllenangst aus und fuhr bey dem kleinsten Geräusch erschrocken zusammen, denn mit jedem Augenblicke fürchtete ich, daß jemand herein treten und mich in meinem unbehos'ten Zustande überraschen werde. Mit gefalteten Händen und Thränen in den Augen, that ich das feyerliche Gelübde: mich für meine ganze Lebenszeit des Jourragirens zu enthalten, wenn ich nur dießmal ohne weitere Unannehmlichkeiten davon käme. Aber im Rathe des Schicksals war es anders beschlossen und trotz meiner frommen Gebete, zog sich ein fürchtbares Ungewitter über meinem Haupte zusammen.

Der alte Gärtner des Obersten mochte nemlich bey ruhiger Ueberlegung eingesehen haben, daß ich, für eine bloße Näscherey, doch

etwas zu ſtark gezüchtiget worden ſey und da er fürchtete, ſein eigenmächtiges und handgreifliches Verfahren könne ihm Verdruß zuziehen, wenn er deshalb gerichtlich belangt würde, ſo beſchloß er: lieber ſelbſt zu meinen Eltern zu gehen, das praevenire gegen meine Anklage zu ſpielen und ſeiner Uebereilung wegen um Verzeihung zu bitten. In dieſer Abſicht machte er ſich auch ſogleich auf den Weg und nahm — damit es ihm nicht an Beweismitteln fehlen möchte — die Leiter, die ich bey meiner Flucht zurückließ, in die eine und die mir abgejagten Weintrauben, in die andere Hand, und langte ſo glücklich bey meinem Vater an.

Hier überzeugte er ſich aber ſehr bald, daß ſeine Beſorgniß ganz ohne Grund geweſen war und daß er nichts weniger, als eine Klage zu fürchten habe. Von der Freyheit, die er ſich genommen hatte, mich durchzukallaſchen, wurde gar kein Aufhebens gemacht und mein Vater bedauerte ſogar noch: daß ſo ein alter kraftloſer Mann, mir nicht viel würde haben thun können.

Einem Corporal die Kraft ſeines Arms ab-

sprechen, heißt seine Ehre angreifen; deshalb konnte auch der alte Gärtner — der sich noch immer viel auf seinen vormaligen militairischen Rang einbildete — diesen Schimpf unmöglich auf sich sitzen lassen. Er schwur also hoch und theuer: daß er es im Schlagen noch mit dem Jüngsten aufnehme, seinen Stock in einer guten Schule zu führen gelernt habe und mir gewiß nichts schuldig geblieben sey.

Mein Vater, der schon lange den Entschluß gefaßt hatte, sich wieder eine tüchtige Motion auf meinem Rücken zu machen, war durch die Gewißheit: bey diesem Geschäft einen tüchtigen Vorarbeiter gehabt zu haben, so angenehm überrascht, daß er — so wenig auch sonst Freygebigkeit seine Sache war — meinem Peiniger auf der Stelle, für seine gehabte Mühe, ein gutes Trinkgeld gab.

Keine Feder vermag das Entsetzen zu beschreiben, das mich ergriff, als ich meinen Vater, einer Furie gleich, zu mir ins Zimmer stürzen sah. Er packte mich an der Brust und schlug so lange und so heftig auf mich los, bis ihm

der Arm von der Anstrengung erlahmte und ganz ermattet niedersank. Jetzt glaubte ich meine Strafe überstanden zu haben und aller Wahrscheinlichkeit nach, würde ich auch so davon gekommen seyn, wäre nicht in diesem kritischen Augenblicke, die alte Christine mit den verwünschten Beinkleidern herein getreten. Die Entdeckung: daß auf dem Streifzuge in den benachbarten Garten, auch noch ein brauchbares Kleidungsstück zu Grunde gerichtet worden sey, entflammte den Zorn meines Vaters aufs neue und mein hosenloser Zustand schien ihm einen Gedanken einzugeben, auf den er sonst vielleicht nicht gefallen seyn würde. „Variatio delectat!" murmelte er ironisch in den Bart, zog ein Messer aus der Tasche und schnitt von dem Besen, mit welchem das Zimmer ausgekehrt worden war, eine Menge Reiser ab, die er eifrig zusammenband. „Nun, was soll denn das werden?" sprach ich zu mir selbst und verfolgte sein Thun mit ängstlichen Blicken, „er wird doch nimmermehr ein da capo machen wollen?" —

Was

Was ich befürchtet hatte, ging leider in Erfüllung; denn kaum war mein Vater mit seinem Züchtigungsinstrument fertig, als er zu mir sagte: „fürs Naschen bist Du hinlänglich bestraft, aber die Beinkleider sollst Du mir doch auch nicht so umsonst zerrissen haben!" — Und damit faßte er mich noch einmal, warf mich über einen Stuhl und machte sich meinen Sansculottismus so treflich zu Nutze, daß ich nach acht Tagen noch Empfindung davon hatte, so oft ich mich niedersetzte.

„Das ist zu toll!" rief ich aus, als ich wieder allein war. „Schändlich war's, mich so zu behandeln! Stockschläge lasse ich passiren, die muß sich wohl mancher gefallen lassen, aber eine so entehrende Strafe, und noch dazu in Gegenwart der Christine — das ist himmelschreyend! — gottlos ist's!" —

Ich lief wie unsinnig umher und vergaß die heftigen Schmerzen, die ich empfand, über den Schimpf, den ich durch diese Bestrafung erlitten zu haben glaubte. Mein point d'honneur war aufs empfindlichste gekränkt.

Sechstes Kapitel.

Eine Stiefmutter, wie ich sie meinem ärgsten Feinde nicht wünschen will.

So viel ich aber auch zuweilen bey Vorfällen der Art litt, so war ich damals doch mit meiner Lage noch ziemlich zufrieden; denn eine gütige Mutter hielt mich für alles schadlos, was ich erdulden mußte und sorgte auch so viel als möglich dafür, daß dem Vater — der überdieß nur wenig zu Hause war — nichts zu Ohren kam, wofür er mich hätte strafen können. Leider änderten sich aber diese Verhältnisse nur zu bald. Meine Mutter, die seit einiger Zeit schon kränkelte, starb ganz unerwartet an einem Anfalle von Brustwassersucht. Mein Vater, der sie wirklich aufrichtig geliebt hatte, war außer sich. Er geberdete sich so kläglich und schien dem Gram so unabläßig nachzuhängen, daß die ganze Stadt glaubte: er würde diesen Verlust nicht überleben.

Die ganze Stadt hatte sich aber doch ge-

irrt, denn er machte es gerade so, wie es vor ihm schon so mancher Wittwer gemacht hatte, der sich bey der Leiche seiner Frau die Haare ausraufen wollte; das heißt: er ließ sich zureden, schonte seines Haupthaars, das ohnehin nur noch spärlich den kahlen Scheitel deckte, tröstete sich allmählig und blickte — noch ehe zwey Monate verstrichen waren — wohlgemuth unter den Töchtern des Landes umher, sich eine andere Ehegenossin zu erkiesen.

Seine Wahl fiel auf eine sehr verständige Demoiselle, die schon seit einem Viertel-Jahrhundert — denn so lange mochte es ungefähr seyn, daß sie ganz in der Stille auf Erlösung aus ihrem jungfräulichen Zustande hoffte — allen ihren Bekannten weis machen wollte: sie würde sich nie entschließen können, in den Stand der Ehe zu treten. Sie wußte das auch so wahrscheinlich zu machen und so viel vortheilhafte Heyrathsvorschläge herzuzählen, die sie alle von der Hand gewiesen habe, daß die ganze Stadt sicher glaubte: Lottchen Willig

werde den jungfräulichen Kranz mit sich ins Grab nehmen.

Und doch hatte sich die ganze Stadt abermals geirrt, denn kaum machte mein Vater Ernst und rückte mit einem förmlichen Heyrathsantrage vor, als Lottchen doch für gut fand —: andere Saiten aufzuziehen; eine Kunst, die sie wahrscheinlich von ihrem Vater, der seiner Zeit ein sehr geschickter Instrumentenmacher war, erlernt haben mochte.

Anfangs war es jedoch nur ein schwaches Fünkchen von Hoffnung, das sie dem zärtlichen Freyer entgegen schimmern ließ und es kostete ihm noch manchen bangen Schweißtropfen, ehe er die jungfräuliche Verschämtheit in so weit überwand, daß sie das lang' ersehnte Jawort aussprach; desto gröſſer war aber nun auch das Entzücken, mit dem er sein Bräutchen umpfing.

Jason, als er das goldene Fließ erbeutet hatte, kann nicht so froh gewesen seyn, wie mein Vater über die Eroberung der schönen Instrumentenmachers-Tochter es war, und doch hatte er, bey Lichte besehen, nichts erlangt,

als — ein Ehestandsjoch, in das er geduldig seinen Kopf steckte; ein Joch, das nicht golden, auch nicht einmal sanft zu tragen war, denn Lottchen brachte ihm keinen Heller ins Haus und hatte ihn, vier Wochen nach der Hochzeit, schon so unter dem Pantoffel, daß er nicht mukſen durfte. Demungeachtet duldete der sonst so störrische Mann alles und es war ordentlich possirlich mit anzusehen, wie er auf seine alten Tage noch den girrenden Seladon spielte.

Lottchen war aber auch — besonders wenn man sie aus der Ferne und neben meinem Vater betrachtete — noch ganz hübsch zu nennen. Sie hatte blondes Haar, ein lebhaftes Auge und einen Teint, der, wenn sie ihn gut eingepudert hatte — und das pflegte sie denn auch des Tages mehr als einmal zu thun — noch ganz passabel aussahe. Ihr eigentliches Alter habe ich nie erfahren können, weil sie über diesen Punct beständig das tiefste Stillschweigen beobachtete; ohne ihr jedoch zu nahe zu treten, glaube ich behaupten zu können: daß sie zu der Zeit, wo die ersten Oesterlein-

schen Flügel verfertiget und so stark gesucht wurden, gewiß schon vollkommen mannbar gewesen seyn muß.

Von Natur im höchsten Grade cholerisch, quälte sie sich immer die Sanfte zu spielen, weil sie gehört hatte, daß Sanftmuth den Blondinen gewöhnlich eigen sey. Nicht selten vergaß sie aber die fromme Maske, ließ sich von ihrem Temperament hinreißen und zeigte sich dann in eben dem Grade jähzornig und boshaft, als sie zuvor sanftmüthig und duldsam gewesen war; auch versichern glaubwürdige Zeugen: daß sie schon im Hause ihres Vaters, oft so turniert habe, daß die Resonnanzböden seiner Instrumente wiederhallten.

Als mich mein Vater zuerst bey ihr vorstellte und mir zugleich in seiner kraftvollen Art sich auszudrücken, dabei bedeutete: das Donnerwetter solle mich zehn Klaftern tief in Gottes Erdboden hinein schlagen, wenn ich vor meiner künftigen Mutter nicht den tiefsten Respect haben würde! — da lächelte sie sanft, sah' mich freundlich an und lispelte: „ein lieblicher

Knabe!" — „Eine wilde Canaille!" fiel mein Vater barſch ein, „der Prügel bekommen muß, ſo lange man noch den Arm rühren kann!" —

„Fürchte Dich nicht, mein Kind!" fuhr die holde Braut fort, welche gerade eine Anwandlung von außerordentlicher Sanftmuth und Herzensgüte zu haben ſchien, zog mich an ſich und drückte einen Judaskuß auf meine Stirn. „Ich werde Dir nichts zu Leide thun; die Stadt ſoll gewiß nie ſagen können, daß ich eine böſe Stiefmutter bin!"

Dieß Motto ſchien überhaupt meine Frau Stiefmama beſtändig im Munde zu führen und ich muß es ihr auch zum Ruhme nachſagen: daß ſie ſelbſt ſehr ſelten Hand an mich legte. Gegen die nachdrückliche Art, wie mich mein Vater zu züchtigen pflegte, konnte mir die Strafe, die ich von ihrer Hand empfing, nicht anders als ſehr ſpaßhaft vorkommen, denn ein Puff, eine Ohrfeige, oder wenn es aufs Höchſte kam, ein Genickſtoß, das war es alles, was ſie mir in eigener Perſon zu verabreichen pflegte; deſto beſſer verſtand ſie aber die Kunſt, mir

etwas einzubrocken. Faſt kein Tag verging, wo ſie mich nicht bey meinem Vater verklagte und ſelten bekam ich eine Strafe, die ich ihr nicht zu verdanken gehabt hätte.

Ein Jahr hielt ich es noch mit Kummer und Noth aus, als aber mein Vater nach Verlauf dieſer Zeit, mit einem Söhnlein erfreuet worden war, ſo ſtieg mein Elend bis auf den höchſten Gipfel und ich konnte es faſt nicht länger mehr ertragen; denn der Haß, mit dem meine Stiefmutter mich ſchon immer verfolgt hatte, vermehrte ſich nun noch mit jedem Tage. Ueberall war ich ihr im Wege, und ſo oft ich mich vor ihr ſehen ließ, ſuchte ſie auch Gelegenheit mich anzufeinden und wußte ſelbſt die unſchuldigſten meiner Vergnügungen, als Unarten und Laſter verdrehet, meinem Vater vorzubringen.

Unter dieſen Umſtänden wurde der Wunſch, den ich ſchon lange nährte: das väterliche Haus je eher je lieber verlaſſen zu können, immer lebhafter in mir rege und ernſtlicher als jemals

dachte ich auf einen ſchicklichen Vorwand, dieſen Entſchluß auszuführen.

Meiner früheren Beſtimmung nach, ſollte ich Medicin ſtudiren, doch hatte ich dazu auch nicht die mindeſte Luſt, ſondern entſchloß mich — da ich zu ſtolz war um eine Kunſt oder ein Handwerk zu erlernen — bey der Handlung mein Glück zu verſuchen. Ich theilte dieß Vorhaben meinem Vater mit, verſicherte: ganz außerordentliche Neigung für dieſen Stand zu verſpüren und erlangte auch ohne große Schwierigkeiten ſeine Zuſtimmung.

Dieſe unerwartete Nachgiebigkeit meines Vaters, hatte wahrſcheinlich in der Ueberzeugung ihren Grund: daß er ſich bey ſeiner jungen Frau, durch nichts ſo ſehr, als durch meine Entfernung, inſinuiren könne. Das ungemein gute Vernehmen, welches gleich nach dieſer Erklärung unter meinen Eltern Statt fand und die außerordentliche Eile, mit der man ſich bemühete, mich ſo ſchnell als möglich in einer Handlung zu placieren, gerade als ob man befürchtete: ich möchte mich wieder eines andern

beſinnen — bewieſen auch deutlich, daß ich mich in meiner Vermuthung nicht geirrt hatte.

Kurze Zeit darauf wurde ein Lehrling in einer Materialhandlung geſucht und kaum hatte mein Vater die Anzeige davon in den Zeitungen geleſen, als er ſich ſogleich mit mir auf den Weg machte, um mich als ein ſolches Subject in Vorſchlag zu bringen.

Siebentes Kapitel.

Ich werde vorgeſtellt.

Ein geſchmackvoll decorirter Laden, in einem neu erbauten Hauſe, ſchimmerte uns ſchon aus der Ferne entgegen. In künſtlicher Stuckaturarbeit war über demſelben das Bild des Mercurs angebracht, wie er mit ſeinem Flügelſtabe auf einen Vorrath von Fäſſern und Ballen herab ſchwebt und unter dieſem Sinnbilde las man auf einer ſchwarzen Marmorplatte mit goldenen

Buchſtaben die Worte: Specerey- und Material-Handlung, von Chriſtian Friedrich Schweiger.

Was mir beym Eintritt in den Laden beſonders auffiel, waren zwey mächtige Delphine, die über dem Ladentiſche, auf ſtattlichen Säulen ruhend, ſich anbleckten. Wagſchalen von großem und kleinem Caliber, hingen ihnen von den Bäuchen herab und an ihre Schwänze, die ſie ſchlangenförmig gewunden gegen die Decke ſtreckten, lehnten ſich große Maſſen von vorräthig gedreheten Düten.

Mein Vater machte den Ladendienern, die uns mit neugierigen Blicken maßen, eine tiefe Reverenz und fragte: ob er nicht die Ehre haben könne, den Herrn Principal zu ſprechen?

„Die Frau Principalin werden in dieſem Augenblicke noch nicht bey Wege ſeyn!" erwiederte einer dieſer Herren, der wie ein Incroyable gekleidet war, nachdem er durch die Glasthüre einen flüchtigen Blick ins Center geworfen hatte.

Mein Vater äußerte: daß er der Frau

vom Hauſe auch nicht beſchwerlich fallen wolle, ſondern mit dem Herrn zu ſprechen wünſche und bloß deshalb ſo früh gekommen ſey, um dieſen nicht zu verfehlen.

„So, ſo, den wollen Sie alſo ſprechen?“ — wiederholte der vorerwähnte junge Herr, mit ſichtbarer Verwunderung und drückte in den Mienen, die er dabey machte, ordentlich eine Art von Geringſchätzung aus, deren Urſach wir uns nicht erklären konnten. Er ſprach hierauf noch einige Worte leiſe mit ſeinem Collegen, worauf er endlich die Thür öffnete und uns hinein zu gehen bat.

Von einer Ecke des Ladentiſches, bey der uns der Weg nach dem Contor vorbey führte, duftete mir eine Sirupskanne lieblich entgegen und da ich im Vorbeygehen wahrnahm, daß einige koſtbare Tropfen dieſes Saftes, langſam daran herunter liefen, ſo konnte ich nicht unterlaſſen, ſie unbemerkt mit meinem Zeigefinger aufzufangen und eiligſt zum Munde zu führen; ſo daß ich mit den ſüßeſten Empfindungen von der Welt in die Contorſtube trat.

Herr Schweiger, ein noch ziemlich junger Mann und Beſitzer der Handlung, empfing uns. Mein Vater — der ungemein weitſchweifig war, wenn er den Höflichen ſpielen wollte — machte eine Menge Bücklinge, die ich alle maſchinenmäßig nachahmte; freute ſich ungemein die perſönliche Bekanntſchaft eines Mannes zu machen, der ihm ſchon lange als ein ſehr geſchickter und ſolider Kaufmann gerühmt worden ſey und kam endlich, nachdem er ungeheuer weit ausgeholt hatte, auf die eigentliche Abſicht ſeines Beſuchs. „Ich habe," ſagte er, „in dem Zeitungsblatte No. 175 eine Anzeige des Inhalts geleſen, daß Herr Schweiger jetzt einen Lehrling in Ihrer Handlung gebrauchen können und nehme mir hiemit die Freyheit, Ihnen meinen Sohn als ein ſolches Subject vorzuſtellen. Derſelbe hat von jeher viel Luſt blicken laſſen, ein Kaufmann zu werden und es würde mich ganz ungemein freuen, wenn Sie ſo gütig wären ihn in die Lehre zu nehmen, da ich die Ueberzeugung hege: daß in Ihrer Handlung ganz vorzüglich gute Kaufleute ge-

bildet werden und mein Sohn nirgend beſſer, als bey Ihnen, placiert werden kann."

Herr S** dankte ſehr höflich, jedoch wie es ſchien etwas verlegen, für das Zutrauen, mit dem man ihn beehre und fuhr dann fort: „Es iſt wahr, wir brauchen einen Burſchen, nur ſind uns deren ſchon mehrere empfohlen worden; ſo daß wir noch unſchlüſſig ſind, welchen wir eigentlich nehmen ſollen." — Er ſetzte darauf Stühle, bat uns Platz zu nehmen und zog eine Klingel. Ein Dienſtmädchen erſchien. Herr S** flüſterte ihr einige Worte ins Ohr, empfahl ihr Eile und entließ ſie, worauf er ſich wieder zu uns ſetzte.

Der Ausdruck: Burſche, deſſen ſich Herr S** vorhin bediente, war mir ordentlich auf die Nerven gefallen und hatte alle die ſüßen Empfindungen verdrängt, mit denen ich zuvor ins Contor getreten war.

Die Verlegenheit des jungen Kaufmanns dauerte immer noch fort. Er ſetzte ſich wohl zu uns und richtete verſchiedene Fragen an mich, ließ ſich auch meine Handſchrift vorzeigen,

u. ſ. w.; aber immer blickte er ängſtlich nach der Thür, als ob er erſt noch jemand erwarten müſſe, bevor er ſich erklären könne. Nach einem Weilchen ſtand er wieder auf, klingelte noch einmal und ſagte dem eintretenden Mädchen wieder einige Worte ins Ohr, worauf dieſe eilig abging.

Mein Vater — der ſich überhaupt ſehr klug dünkte — verfiel ganz irriger Weiſe auf die Idee: Herr S** möchte wohl ein Mann ſeyn, der ſolche Angelegenheiten am liebſten bey einem Glaſe Wein ins Reine zu bringen pflegte und daher dem Mädchen in aller Stille den Befehl gegeben habe, ein elegantes Frühſtück für uns zu bereiten. Dieſe Meinung hatte für ihn ſo viel wahrſcheinliches und er glaubte mit ſolcher Zuverſicht, die Gedanken des Herrn S** vollkommen errathen zu haben, daß er gegen denſelben ohne Rückhalt und mit ungemein ſchlauer Miene äuſſerte: ſeine Abſicht ſey ohne Zweifel, uns mit einem Frühſtück bewirthen zu wollen, doch müſſe er dieſe Güte recht ſehr verbitten, indem er jetzt unmöglich etwas

genicken könne. Herr S** mochte nicht wiſſen, was er von meinem Vater denken ſollte und begnügte ſich, die vielen Verbeugungen ſtumm zu erwiedern, die dieſer ihm machte, indem er einmal über das andere bat: ſich unſerwegen ja keine Umſtände zu machen.

Ich ärgerte mich nicht wenig über das ewige Ablehnen. In Gedanken ſah ich ſchon einen delicaten Sardellenſallat auftragen und ſagte ganz entrüſtet zu mir ſelbſt: „wenn er auch keinen Appetit hat zu frühſtücken, ſo habe ich doch deſto mehr; warum ſoll ich denn darunter leiden?“ —

Das Mißverſtändniß klärte ſich jedoch bald auf und da wurden wir denn mit Erſtaunen gewahr, daß Herr S** nichts weniger als einen delicaten, genießbaren Biſſen, ſondern vielmehr ſeine Frau Gemahlin erwartet hatte, die eben eintrat.

Mein Vater war in großer Verlegenheit, wie er ſeinen Irrthum inne wurde. Er drehte ſeinen Hut ängſtlich in den Händen herum und machte eine ziemlich alberne Phyſionomie. Ich war

war boshaft genug, ihn mit einiger Schadenfreude zu betrachten und hätte ihn gar zu gern gefragt: ob er ſich an dem Frühſtück auch nicht den Magen verderben werde?

Herr S** ging ſeiner Frau ſehr ehrerbietig entgegen, küſſte ihr die Hand und ſtellte nun meinen Vater vor. Nach dieſem Ceremoniel erklärte er ihr mit wenigen Worten die Urſache unſeres Beſuchs und deutete dann mit einer Pantomime auf mich, indem er ſagte: „und das iſt der junge Menſch, der uns als Burſche angetragen wird.“

Die Benennung: Burſche, empörte meinen Stolz aufs neue und jagte mir eine Schamröthe ins Geſicht.

Madam S** ließ ſich von ihrem Manne einen Stuhl geben, ſetzte ſich uns gegenüber uns führte nun das Geſpräch ganz allein; wobey ſie mich unabläſſig mit forſchenden Blicken betrachtete. Dieß brachte mich einigermaßen außer Faſſung, ſo daß ich ihre, an mich gerichteten Fragen, mit unter ſehr unbehülflich beant-

wortete und zuletzt so in Angst gerieth, daß ich Blut und Wasser schwitzte.

Nach einer guten halben Stunde empfahl sich Madam wieder und die Sitzung war nun, zu meiner großen Freude, aufgehoben. Herr S** hatte sich die ganze Zeit über durchaus nicht in das Gespräch seiner Frau gemischt, sondern bloß zuweilen: ja gesagt, oder beyfällig gelächelt und war mit einem Worte: immer vollkommen ihrer Meinung gewesen. Jetzt folgte er ihr bis zur Thüre und befragte sie leise um etwas. Madam antwortete zwar auch leise, doch laut genug, das ich — der sehr genau aufpaßte — jedes ihrer Worte verstehen konnte.

„Du kannst ihn nur nehmen," sagte sie, „der Junge gefällt mir. Er ist zwar noch plump und ohne Manieren, aber daran mag wohl zum Theil Blödigkeit Schuld seyn. Ich werde ihn schon zustutzen!" und damit verließ sie das Zimmer.

„Immer besser!" sprach ich ganz entrüstet zu mir selbst, „erst war ich doch wenigstens ein

Burſche, nun gar ein Junge. Was doch nicht alles aus dem Menſchen werden kann!"

Herr S** wußte nunmehr was er zu thun hatte und es bedurfte keines Frühſtücks, um ſeinen Entſchluß zur Reife zu bringen. Er erklärte meinem Vater, daß er Willens ſey, mich in die Lehre zu nehmen, wurde mit ihm über alle Bedingungen einig und beſtimmte: daß ich gleich mit dem Anfange der neuen Woche zu ihm ins Haus ziehen ſolle.

Mein Vater war außerordentlich vergnügt, das Geſchäft ſo glücklich beendet zu haben. Er bat Herrn S** alles Mögliche zu thun, um einen geſchickten Kaufmann aus mir zu bilden und ſich nöthigen Falls der ſtrengſten Maaßregeln zu bedienen, wenn ich mich nicht durch Güte wollte in Zucht und Ordnung erhalten laſſen. Hiermit noch nicht zufrieden, ſtellte er mich auch beym Weggehen den Ladendienern, als ihren künftigen Eleven vor und ertheilte auch ihnen das Recht: mich nach ihrem Gefallen durchzukarbatſchen, ſo oft ſie es für dienlich erachteten. „Sollte er dann auch zu mir kom-

men, und ſich beklagen wollen," fuhr er fort, „bey mir bekommt er gewiß kein Recht, ſondern noch Schläge obenein, dafür ſtehe ich Ihnen. Auch iſt er ſchon ſo gewöhnt, daß er ſich gewiß nicht mit einer Klage an mich wenden wird!" —

Dieſe undelicaten Aeuſſerungen hatten meinen Zorn ſo heftig gereizt, daß ich faſt erſtickte. „Wie iſt es möglich, daß man ſich ſo proſtituiren kann?" ſprach ich zu mir ſelbſt und eilte, glühend vor Scham, zum Laden hinaus.

Einige Tage darauf, kam ich als Lehrling in das Schweigerſche Haus.

Achtes Kapitel.

Charakteriſtik des Schweigerſchen Haus-Perſonals.

Bevor ich in der Erzählung meiner Schickſale fortfahre, will ich noch eine kurz gefaßte Charakteriſtik voranſchicken und alle Perſonen, die ich

im Schweigerſchen Hauſe antraf, ſo beſchreiben, wie ich ſie während meines Aufenthalts in demſelben, kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Herr Schweiger, mein Principal, war ein junger Mann, dem es zwar an Charakterfeſtigkeit fehlte, der aber das beſte Herz von der Welt beſaß. Er hatte vor Zeiten in der Handlung, die er jetzt beſaß, conditionirt und durch eine Heirath mit der einzigen Erbin ſeines vormaligen Principals, den Wohlſtand erlangt, in welchem er gegenwärtig lebte.

Da er ſelbſt durchaus kein Vermögen beſaß, ſondern ſein ganzes Glück lediglich der Frau zu verdanken hatte, ſo lag es gewiſſermaßen ſchon in der Natur der Sache, daß er eine etwas untergeordnete Rolle ſpielen mußte. Mancher Andere an ſeiner Stelle, würde zwar die Pflichten der Dankbarkeit aus den Augen geſetzt und die Rechte als Mann, beſſer geltend gemacht haben; doch dazu war Herr S** zu charakterlos und zu gutmüthig. Aus der Nachgiebigkeit, die er ſeiner Frau ſchuldig zu ſeyn glaubte, entſtand nach und nach ein Druck, der ihm

selbst eben so lästig wurde, als er ihn in den Augen seiner Untergebenen herabsetzte. Bald war es dahin mit ihm gekommen: daß er nur bloß noch den Namen nach Principal blieb, aber durchaus gar keinen eigenen Willen mehr hatte und daß selbst seine Frau — so sehr ihr auch die erlangte Alleinherrschaft schmeichelte — weder Liebe noch Achtung für ihn empfand. Ihm blieb nichts weiter übrig, als die Befehle seiner Ehehälfte pünctlich zu erfüllen und zu allem was sie sprach: ja zu sagen; ein Schicksal, welches er mit solcher Standhaftigkeit ertrug, daß man beynahe zweifelhaft wurde, ob der Grund dieser beyspiellosen Resignation, in Geistesstärke, oder in Geistesschwäche zu suchen sey.

Madam Schweiger, meine Frau Principalin, war ein dickes, kugelrundes Frauenzimmer und mochte wenigstens um zehn Jahre älter seyn, als ihr Herr Gemahl. Demungeachtet hatte sie noch ein paar recht lebhafte Augen und besonders viel Röthe im Gesicht. Diese muntere Gesichtsfarbe gab ihr von fern ein ju-

gendliches Anſehen, war jedoch in der Nähe betrachtet, von etwas kupferartigem Natürell und verdankte ihr Daſeyn den ſpirituöſen Getränken, welche Madam in aller Stille zu ſich nahm. Sie trug gewöhnlich einen Hut von ſchwarzem Sammet, vorn mit einer kleinen ſteifen Feder verziert, das Haar ſtark gepudert, ein großes Umſchlagetuch und eine ſolche Menge von Röcken über einander gezogen, daß ihre kleine Perſon eine ungeheure Peripherie um ſich her beſchrieb. Betrachtete man ſie mit einiger Aufmerkſamkeit, ſo ſahe man, wie ihre Figur — von der ſpitzen Feder an gerechnet — nach unten zu, immer breiter und breiter wurde und ſie konnte ſich in der That auf ihre Taille eben ſo wenig etwas einbilden, wie ein Heuſchober auf der Wieſe; mit dem ſie, der äußeren Form nach, wirklich die täuſchendſte Aehnlichkeit hatte.

Ich begriff lange nicht, was ſie eigentlich für Gründe dazu haben könne, ſich in ſo große Tücher und in ſo viele Röcke einzupacken, merkte aber endlich wohl, daß dieſe Emballage bloß

dazu dienen sollte, um die Unregelmäßigkeit ihrer Figur zu verbergen; denn sie war wirklich bedeutend schief gewachsen.

Diesem Naturfehler verdankte mein Principal auch wahrscheinlich sein ganzes Glück — wenn anders der Besitz einer solchen Megäre, auch bey dem größten Ueberflusse, so genannt werden kann — denn ohne ihn würde Madam wahrscheinlich die Saiten höher gespannt und ihre Hand nicht einem armen Handlungsdiener gegeben haben.

Der Charakter meiner würdigen Frau Principalin, war eigentlich ein Gemisch von Stolz und Herrschsucht, von Eitelkeit und Egoismus, von Bosheit und Rachsucht — und die Herrschaft, die sie über ihren Mann ausübte, grenzte an Tyranney.

Monsieur Schmidt, unser erster Labendiener, war ein ziemlich betagter Junggesell, der dem vormaligen Besitzer dieser Handlung, schon lange Jahre gedient hatte und gleichsam mit dem Inventarium, dem nunmehrigen Principal übertragen worden war. Ohne brillanten

Verstand zu besitzen — denn er war in jeder Hinsicht ein höchst beschränkter Kopf — hatte er durch die vieljährige Uebung eine seltene Routine in den Geschäften erlangt; war überdieß ein unermüdeter Arbeiter und besonders ein sehr treuer, ehrlicher Mensch.

Die niedern Volksclassen hatten sich sehr an ihn gewöhnt und handelten am liebsten mit ihm; denn er führte beständig eine Menge drolliger Sprüchwörter und Redensarten im Munde, die zwar mit unter etwas ins Platte fielen, aber in seiner ganz eigenen, komischen Manier vorgetragen, bey diesen Leuten ungemein viel Beyfall fanden. In seinem Aeußeren war übrigens durchaus nichts Empfehlendes, auch hatte er es noch nie gewagt, sein Glück weiter zu versuchen, sondern war vielmehr fest entschlossen: im Sweigerschen Hause zu leben und zu sterben. Der Raum hinter dem Ladentische, war seine Welt und der einzige Kreis, in welchem er sich herum tummelte; was außer dieser Sphäre vorging, kümmerte ihn wenig und

wirklich konnte er auch, ohne Gelächter zu erregen, nirgend anders producirt werden.

Monsieur Ammon, unser zweyter Ladendiener, war ein junger Stutzer vom ersten Range und eben so voll von Windbeuteleyen, als leer an soliden Kenntnissen. Er sann nur immer darauf, seine hübsche Figur in einem recht vortheilhaften Lichte zu zeigen und wirklich machte er auch damit viel Aufsehen.

Die Dienstmädchen der halben Stadt holten Waaren, die sie oft weit näher und besser haben konnten, bloß deshalb bey uns, um den schönen Diener — wie er allgemein genannt wurde — zu sehen, und während sich, auf der einen Seite des Ladens, der Janhagel um Monsieur Schmidt versammelte, um einige seiner Bonmots aufzuschnappen, drängten sich auf der anderen Seite alle Frauenzimmer zu Monsieur Ammon, um einen freundlichen Blick von ihm zu erhaschen. Dadurch wurden nun zwar die Geschäfte ansehnlich vermehrt, doch gewann die Handlung nichts dabey; denn die hübschen Mädchen bekamen immer so reichliches

Gewicht und ſo viele Näſchereyen als Zugabe, daß kein Nutzen übrig bleiben konnte.

Uebrigens erſchienen die beyden Diener der Schweigerſchen Handlung, in jeder Hinſicht als ein auffallender Contraſt. Der eine kleidete ſich ſo elegant als möglich und hütete ſich ſorgfältig, etwas anzugreifen, das ſeine Hände, oder wohl gar ſeine Kleidung, hätte beſchmutzen können; der andere hingegen, faßte alles an, und jede Waare, die nur einigermaßen von ſchmutzender, oder klebriger Natur war, hatte auf ſeinem Rocke auch gewiß bemerkbare Spuren zurück gelaſſen. Der eine duftete nach huile antique, deſſen er ſich bediente, um ſeinen Tituskopf zierlich zu kräuſeln; der andere ſtank nach ruſſiſchem Talg, mit dem er ſein Haar empor ſtriegelte. Der eine gefiel ſeiner Gewandtheit und ſeinen Manieren wegen; der andere aber ſuchte etwas darin: den gemeinen Kerl recht natürlich zu ſpielen und hatte ebenfalls ſeinen Anhang, dem er ungemein gefiel.

Monſieur Ammon galt ſehr viel im Schweigerſchen Hauſe; doch hatte er dieß

Anſehn keinesweges ſeinen Fähigkeiten, ſondern einzig und allein dem Eindrucke zu verdanken, den er auf die Frau Principalin gemacht hatte. Er war auch wirklich in der Stille ihr erklärter Liebhaber und pochte auf dieſe Eroberung ſo ſehr, daß er nicht ſelten dem Principal, mit frecher Stirn, die Spitze bot.

Neuntes Kapitel.

Ich falle in Ungnade.

„Will er nun verſuchen, wie es ihm bey der Handlung gefällt?“ ſagte Herr S**, als ich mich mit einer ganz neuen, zuckerpapierfarbenen Schürze umgürtet und im völligen Coſtum eines Handlungsburſchen, bey ihm meldete und um Verhaltungsbefehle bat.

Die Anrede mit: er, frappirte mich nicht wenig; doch bekämpfte ich die Regungen des Stolzes, die in mir laut wurden, und dachte:

je nun, von seinem Lehrherrn muß man sich schon so etwas gefallen lassen. Als aber hierauf die Frau Principalin das Wort nahm und mir in einer langen Rede alles aus einander setzte, was ich als Bursche zu beobachten habe, um mir ihre und ihres Mannes Zufriedenheit zu erwerben, da verdroß es mich gewaltig, daß sie mich ebenfalls alle Augenblicke: er nannte.

Ich fand das so überaus unartig, daß ich nicht begriff, wie ihr Mann, der doch daneben stand, so etwas mit anhören konnte, ohne sie auf das Unschickliche ihres Verfahrens aufmerksam zu machen, und war einfältig genug, mir einzubilden: der Herr Principal werde ihr schon noch hernach, unter vier Augen, einen tüchtigen Ausputzer dafür geben.

Man schickte mich nun in den Laden hinaus und trug den Dienern auf, mir Beschäftigung zu geben. Hier machte ich aber erst große Augen, wie ich hören mußte, daß mich diese Herren ebenfalls mit: er, anredeten. „Nein," brummte ich ärgerlich für mich, „das ist doch hier im Hause eine ganz unausstehliche Gewohn-

heit, daß alles dem Herrn nachſchnarrt! Wenn das nicht nachläßt, ſo werde ich mich über dieſen Punkt erklären müſſen; denn die Leute hier, ſcheinen nur probiren zu wollen, wie viel ich mir wohl allenfalls gefallen laſſe."

Ich mochte wohl bey dieſen Reflexionen ein ſehr böſes Geſicht gemacht haben, denn Monſieur Ammon errieth ſogleich meine Gedanken. „Warum ſieht er denn mit einem Male ſo mürriſch aus?" fragte er mich in einem etwas ſpitzigen Tone, verdrießt ihn etwa das Er? — Ich werde doch wohl mit ihm keine Umſtände machen ſollen? Ueberhaupt rathe ich ihm: ſeinen lächerlichen Stolz je eher je lieber abzulegen, denn als Burſche wird er ſich wohl noch ſo manches gefallen laſſen müſſen, das ihm vor der Hand etwas ungewohnt vorkommen dürfte."

Dieſe Aeuſſerung, und beſonders die determinirte Art, mit der ſie geſagt wurde, brachte mich ganz außer Faſſung und ſtopfte mir auf der Stelle den Mund, den ich ſchon zu einer Erklärung geöffnet hatte.

Man gewöhnt ſich aber, beſonders in jün-

gern Jahren, leicht an alles. So ging es auch mir, denn kaum waren einige Wochen vergangen, als es mir gar nicht mehr auffiel, daß ich von jedermann: er genannt wurde. Im Ganzen genommen war auch jetzt meine Lage — einige kleine Demüthigungen abgerechnet, die ich als Lehrling erdulden mußte — weit erträglicher als im Hause meiner Eltern. Zwar mußte ich mich, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, in dem Laden herum tummeln, doch wurde mir die Zeit auch nicht im mindesten lang; denn es fehlte bey den Geschäften gar nicht an Unterhaltung und die munteren Gespräche, die oft bey einem Glase Brandwein geführt wurden, belustigten mich ungemein. Von meiner Frau Stiefmama, die ich mehr wie die Sünde haßte, sahe und hörte ich nichts, und Prügel — die tägliche Kost im väterlichen Hause — bekam ich auch nicht mehr; denn so wenig der Principal, als die Diener, machten von der Erlaubniß Gebrauch, die ihnen mein Vater so zuvorkommender Weise gegeben hatte. Freylich war die Frau Principalin ganz und

gar nicht nach meinem Geſchmack, doch ſchien ſie mir ſo ziemlich gewogen und ich hatte Anfangs auch wirklich keine Urſache, mich über ſie zu beklagen. Aber die Gunſt der Damen, ſoll — wie man ſagt — noch veränderlicher ſeyn, wie das Wetter im Monat April und wirklich hatte ich Gelegenheit, die Wahrheit dieſes Satzes aus eigener Erfahrung kennen zu lernen.

Madam hatte ein Bologneſer-Hündchen, das ihr außerordentlich werth war. Sie hatte es faſt eben ſo lieb, wie den Monſieur Ammon und bey weitem lieber, als ihren Herrn Gemahl, denn dieſer hatte ſogar ſeinen Platz im Bette der theuern Ehehälfte, an das liebe Thier abtreten und ſich in ein anderes Zimmer betten müſſen; ein Opfer, welches er jedoch ohne große Ueberwindung gebracht haben ſoll.

So gut Jolie — ſo hieß das Hündchen — auch gefüttert wurde, ſo konnte er doch nicht unterlaſſen, beſtändig in allen Winkeln umher zu ſchnüffeln, um wo möglich noch irgendwo einen Biſſen aufzufinden. Nun hatte ich mir eines Tages — um einen ſchon lange gehegten

Appe-

Appetit zu ſtillen — ein halbes Dutzend Pfannenkuchen gekauft und ſelbige in Papier gewickelt, in eines der unteren Fächer des Ladentiſches gelegt; denn es fehlte mir für den Augenblick an Zeit, ſie ſogleich verzehren zu können. Während ich anderweitig beſchäftigt war, witterte das naſchhafte Thier mein Frühſtück aus, zog es hervor und hatte ſchon alle Pfannenkuchen bis auf das Muß verzehrt, als ich dazu kam. Mir einen Leckerbiſſen entziehen, hieß mich gerade bey der aller empfindlichſten Stelle angreifen und ich war über dieſen Verluſt ſo erboſt, daß ich nicht unterlaſſen konnte, mich auf der Stelle dafür zu rächen. Ich griff daher den Jolie und prügelte ihn mit einem Strick, den ich in der Eile faßte, wacker durch. Um ihm aber auch die Urſache begreiflich zu machen, um derentwillen er gezüchtiget wurde, ſo ſtieß ich ihn, während des Schlagens, unaufhörlich mit der Schnauze in das Muß, welches für ihn ungenießbar geweſen und auf dem Boden liegen geblieben war. An ſolche Art von Careſſen nicht gewöhnt, ſchrie das weichli-

che Thier ganz erbärmlich und die Frau Princi-palin, welche unglücklicher Weise in der Nähe war, kam wie eine Furie gelaufen, um ihren Liebling zu retten. Sie lärmte fürchterlich, be-ehrte mich mit einigen Schimpfworten und war nahe daran, mir eigenhändig einige Ohrfeigen zu verabreichen. Keifend und scheltend verließ sie endlich den Laden und ich glaubte schon das Ungewitter sey nunmehr vorüber, als es wieder ganz entsetzlich laut in der Contorstube zu werden anfing und Madam noch ärger als zuvor schrie. Die Sache hing folgendermaßen zusammen:

Als mich die Frau Principalin bey der Execution überraschte, ließ ich den Maleficanten sogleich los und er lief heulend und schreyend zu seiner Gebieterin. Mein Verfahren — als ich ihm einen Begriff von seinem Verbrechen beybringen wollte — hatte übrigens die natürli-che Folge gehabt: daß alles Muß aus dem Pfannenkuchen, in der Bologneser-Physionomie und in den zottigen Haaren die sie umgaben, hängen geblieben w... Die Frau Principalin

bemerkte das nicht und achtete auch nicht darauf als Jolie — während ſie mit mir zankte — um ſie herum lief und ſich den Kopf an ihrem weiſſen Hauskleide und an ihren Strümpfen abwiſchte; denn das pflegte er auch unter anderen Umſtänden oft zu thun. Beym Weggehen nahm ſie ihren Liebling auf den Arm und gab ihm dadurch ſelbſt Gelegenheit, daß er ſich an ihrem ſchwefelgelben, ſeidenen Umſchlagetuche die Naſe vollends putzen und den Reſt ſeiner läſtigen Bürde abſtreifen konnte. Kaum war aber Madam wieder ins Contor getreten, ſo fiel ihr das beſchmutzte Kleid und das gänzlich verdorbene Tuch in die Augen und ſie erhob darüber das oben erwähnte Geſchrey.

Ich lauſchte ein wenig an der Thüre und hörte deutlich: wie ſie ihren Mann aufforderte, mir für dieſen Streich ein paar tüchtige Ohrfeigen zu geben. Der Principal redete ihr zwar gütlich zu, aber ſie beſtand mit ſolcher Heftigkeit auf ihrer Forderung, daß er nachgeben und auch ſogleich in den Laden eilen mußte, um ſich ſeines Auftrags zu entledigen.

Ich hatte in meinem Leben schon so viele Ohrfeigen erhalten und war an diese Kost so gewöhnt, daß es mir gar nicht darauf angekommen seyn würde, auch diese ohne weitere Umstände in Empfang zu nehmen; aber von der Hand meines Herrn und noch dazu in Gegenwart mehrerer Leute, die gerade etwas kauften, war es mir doch höchst fatal, und ich eilte um eine kleine Treppe zu erreichen, die nach unserm Waarenlager führte. Meinem Plane nach, sollte mir der Principal dahin folgen und dort die unvermeidliche Execution, wenigstens ohne lästige Zeugen, vollziehen. Aber er machte so furchtbar große Schritte, daß es fast unmöglich war, ihm zu entkommen und als ich im Zurückblicken gewahr wurde, daß er eben ausholte, um mir ohne weitere Vorrede, einen Backenstreich von hinten zu versetzen, so nahm ich den rechten Zeitpunct wahr und kauerte mich, um dem auszuweichen, schnell nieder. Der Streich, der mich ohne dieß Manövre, gewiß nicht verfehlt haben würde, fuhr nun dicht über meinem Kopfe fort und traf mit seiner ganzen Hef-

eigkeit, gegen einen neben mir stehenden Oehlkrug. Dieser stand aber nicht so fest, daß er einem solchen Andrange von Kraft hätte Widerstand leisten können, sondern flog von seinem Piedestal herab und der Frau Principalin — welche ihrem Manne gefolgt war, um selbst zu sehen, ob er ihren Befehl auch pünctlich und mit dem gehörigen Nachdruck erfüllen werde — gerade auf den Leib, so daß eine Fluth von Oehl sich über ihre ganze Kleidung ergoß.

„Das war sehr geschickt gemacht!" sagte sie schäumend vor Wuth, rannte in die Contorstube zurück und warf die Glasthüre mit solcher Heftigkeit hinter sich zu, daß mehrere Scheiben zersprangen und klirrend zu Boden fielen. Der Principal hingegen stand so erschrocken und verblüfft da, daß er mich weder zu bestrafen, noch weiter zu verfolgen im Stande war, sondern ohne ein Wort zu sagen, seiner theuern Ehehälfte nachlief, um sie wieder zu besänftigen.

Auf diese Art entging ich nun zwar den mir zugedachten Ohrfeigen, aber die Gunst der

Madam hatte ich für immer verſcherzt und nie iſt mir dieſe nachher wieder zu Theil geworden.

Zehntes Kapitel.

Ich rächte mich und laſſe mir einfallen, meinem Principal einen guten Rath geben zu wollen.

Anfangs ſchmeichelte ich mir: der Vorfall werde wohl nach und nach in Vergeſſenheit gerathen und die Frau Principalin mir wieder gewogen werden; aber ſie war und blieb böſe, und würdigte mich ſeitdem keines freundlichen Blickes mehr. Ueberdieß ſuchte mir auch noch Monſieur Ammon das Leben ſo ſauer als möglich zu machen und es hatte ganz das Anſehen, als ob er von der Madam dahin vermocht worden ſey, mich auf alle Art zu chikaniren.

Kein Wunder alſo, daß ich dieſen meinen

Peiniger zu haſſen begann, und eine Gelegenheit, die ſich mir darbot, um Rache an ihm zu nehmen, nicht unbenutzt vorüber gehen laſſen wollte.

Schon ſeit einiger Zeit hatte ich nemlich die Entdeckung gemacht: daß Monſieur Ammon der erklärte Liebhaber der Madam ſey. Dieß war nun freylich eine Sache, die ſowohl Herr S** ſelbſt, als jeder der im Hauſe wohnte, ſchon längſt gewußt hatte; demungeachtet bildete ich mir ein, der Erſte zu ſeyn, der in dieß Geheimniß eingedrungen ſey und that mir auf meinen Scharfſinn nicht wenig zu Gute. Ohne jemanden meine Entdeckung mitzutheilen, beſchloß ich: ſie ganz in der Stille zu zu beobachten und Beweiſe zu ſammeln.

„Ja," ſprach ich zu mir ſelbſt, „Beweiſe muß ich haben, ehe ich gegen Euch auftreten kann; dann nehmt Euch aber auch in Acht. Es kann leicht noch eine Zeit kommen, wo Ihr vor dem zittern müßt, den Ihr jetzt mit ſolcher unverdienten Geringſchätzung behandelt!" —

Eines Abends hatte die Frau Principalin

ihren Mann nach der Reſſource gejagt. — Ich ſage mit gutem Bedacht: gejagt, denn es war ſehr böſes Wetter und der Herr Principal hatte auch nicht die mindeſte Luſt auszugehen, aber Madam ſchnitt ihm ſo lange Geſichter, bis daß er endlich Hut und Stock nahm und ſich entfernte. Kaum war er fort, ſo ſchüttete ſie einen Beutel mit Geld auf den Tiſch aus, der im Conter ſtand und rief den Monſieur Ammon in die Stube, um das Geld zu zählen. „Aha!" dacht' ich, „nun iſt es Zeit aufzupaſſen!" — und hielt mich immer in der Nähe der Thür.

Anfangs ging alles ſehr ordentlich zu. Monſieur Ammon machte ſich eifrig über die Arbeit her und ich konnte aus dem Klange des Geldes abnehmen, daß er wirklich ſehr eifrig zählte. Nach einiger Zeit hörte ich aber, daß er ſchon bedeutende Pauſen machte und endlich ward es ganz ſtill. Ich ſchlich mich an die Glasthüre und ſahe nun, daß der Liebling der Frau vom Hauſe den Zähltiſch ganz verlaſſen hatte. Das Licht war herunter gebrannt und

ein leiſes Flüſtern, das mir aus einer Ecke des Zimmers herzukommen ſchien, wo der Sofa ſtand und wohin ich, von meinem Standpuncte aus, nicht ſehen konnte, wurde hörbar. „Jetzt wären ſie herrlich zu überraſchen," ſprach ich zu mir ſelbſt, „wenn man nur einen Vorwand hätte, hinein zu gehen!" —

Glücklicher Weiſe zeigte ſich bald ein ſolcher. Es kam nehmlich zufällig jemand, der ein Goldſtück gewechſelt haben wollte und das gab mir die beſte Gelegenheit, meine Neugierde zu ſtillen; denn da die Caſſe im Laden verſchloſſen war, ſo mußte ich mir den Betrag des Goldſtücks von der Madam geben laſſen. Ich nahm alſo den Ducaten in die Hand, ſchlich ganz leiſe bis zur Thüre, riß ſie dann ſchnell auf und trat haſtig ins Conter, indem ich mich gleich ſo drehete, daß ich den Sofa ins Geſicht bekam. Meine Vermuthung beſtätigte ſich vollkommen. Monſieur Ammon ſaß auf dem Sofa und die Frau Principalin auf ſeinem Schooß, wobey ſie traulich den Arm um ihn geſchlungen hatte.

Madam ſprang ſogleich auf, und fragte

mich ganz entrüſtet: was ich wolle? Sie war dabey feuerroth im Geſicht und funkelte mit den Augen wie ein Truthahn, der unvermuthet einen Officier in ſcharlachfarbener Uniform erblickt. Ich brachte mein Anliegen vor und legte das Goldſtück auf den Tiſch. Die erzürnte Dame warf mir das Geld dafür hin und ſetzte noch mit unterdrückter Wuth hinzu: „in Zukunft ſey er hübſch manierlich und platz' er nicht immer ſo wie ein Tolpatſch herein, dummer Junge!"

Ich nahm das Geld, verſchluckte den Ehrentitel und eilte wieder in den Laden hinaus. „Schimpfe Du nur," dachte ich, „weiß ich doch nun, was ich weiß!"

Monſieur Ammon hatte ſich jetzt wieder mit ziemlichen Geräuſch an das Geldzählen gemacht; doch währte ſein Eifer nicht lange, denn bald war er abermals vom Zähltiſche verſchwunden und als ich an der Thür lauſchte, vernahm ich wieder das nemliche Geflüſter, wie vorher. „Wenn doch jetzt der Principal käme!" dachte ich bey mir ſelbſt, und wie ein Blitz

fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: „du könnteſt ihn ja holen!“ — Die Reſſource war kaum einige hundert Schritte entfernt und auf ein Viertelſtündchen konnte ich füglich im Laden entbehrt werden.

„Am beſten iſt es doch immer,“ raiſonnirte ich, „wenn er ſie ſelbſt auf der That ertappt. Dann läßt er auf der Stelle ein kleines Donnerwetter aufſteigen, ſetzt der Madam den Kopf zurecht und jagt den jungen Windbeutel Knall und Fall aus dem Hauſe, ſo hat die Herrlichkeit ein Ende. Und — wie wird er mir es nicht Dank wiſſen, daß ich ihm die Augen geöffnet habe? — —

Ich war jetzt entſchloſſen, die Mine ſpringen zu laſſen und wenn ich auch ja noch hätte zögern können, ſo wurmte mich doch: der dumme Junge von vorher — den ich zwar verſchluckt, aber noch immer nicht ganz verdauet hatte — noch viel zu ſehr, als daß ich nicht die Gelegenheit, mich dafür zu rächen, hätte benuzzen ſollen. Ueberdieß glaubte ich ſo unfehlbar calculirt zu haben, daß für mich, bey dieſem

Unternehmen, nichts anders als Gewinn herauskommen könne.

Ganz außer Athem kam ich in der Ressource an, ließ mir durch einen Markör meinen Herrn heraus rufen und brachte meine Sache an. Ich erzählte: wie ich schon lange Verdacht geschöpft, wie ich heute — um Gewißheit zu erlangen — an der Thüre gehorcht und endlich seine Frau Gemahlin mit dem Monsieur Ammon wirklich ganz vertraut auf dem Sofa sitzend angetroffen habe. Zuletzt fügte ich noch den guten Rath hinzu: Herr S** möchte doch sogleich nach Hause eilen und sich durch den Augenschein von der Wahrheit meiner Aussage überzeugen, um sodann seine Maßregeln darnach nehmen zu können.

Meinen Principal schien die Nachricht, die ich ihm brachte, zwar nicht wie etwas ganz Neues zu überraschen; doch glaubte ich zu bemerken: daß es in seinem Innern kochte und daß er nur mit Mühe den Verdruß verbergen konnte, den er empfand. Als ich geendet hatte, fragte er mich mit gerunzelter Stirn: wer mir

den Auftrag gegeben habe, mich um das Thun ſeiner Frau zu bekümmern? —

Ich erſchrak und ſtotterte verlegen: daß mich bloß die Anhänglichkeit an ſeine Perſon, dahin vermocht hätte, den Spion zu machen.

„Nun," fuhr er fort, „ſo ſoll es ihm für dieß Mal verziehen ſeyn, aber in Zukunft bekümmere er ſich nicht wieder um Angelegenheiten, die ihn nichts angehen und vor allen Dingen hüte er ſich, daß ich ihn nicht etwa wieder beim Horchen ertappe, es möchte ihm ſonſt übel ergehen. Uebrigens kenne ich meine Frau zu gut, als daß ich ſeinem albernen Geſchwätz Glauben beymeſſen könnte; um ſo weniger darf ich aber auch zugeben, daß ihr dergleichen Dinge nachgeredet werden und ich verbiete es ihm hiemit ganz ernſtlich, an irgend jemand, wer es auch ſey, etwas davon zu erzählen. Erfahre ich, daß er meinen Befehl nicht befolgt und durch ſeine Läſterungen dem guten Ruf meiner Frau ſchadet, ſo jage ich ihn auf der Stelle aus dem Hauſe; darnach kann er ſich richten. Jetzt gehe er wieder hin, wo er hergekommen

ist, und erdreiste er sich nicht wieder, den Laden ohne meine Erlaubniß zu verlassen!" — Damit ließ er mich stehen und ging wieder in das Gesellschaftszimmer zurück, indem er mir die Thür vor der Nase zuschlug.

Ich war über den unerwarteten Ausgang meines Unternehmens wie versteinert und hatte überdieß den Principal nicht einmal bitten können: daß er wenigstens meine Dienstfertigkeit seiner Frau Gemahlin verschweigen möchte; denn er war so schnell verschwunden und hatte mich überhaupt so ungnädig aufgenommen, daß ich es gar nicht wagen durfte, seinen Zorn durch eine solche Zumuthung aufs neue zu reitzen.

Muthvoll und rasch war ich vorher nach der Ressource geeilt, denn ich glaubte ganz unfehlbar, meine Feinde in die Luft zu sprengen; jetzt aber schlich ich langsam und bekümmert zurück und mußte mir selbst mit Beschämung gestehen: daß mein Plan, bey Lichte besehen, doch schlecht calculirt gewesen sey.

Eilftes Kapitel.

Ich erfahre, wie ein Lehrburſche eigentlich behandelt werden muß.

Ob ich nun gleich ſolchergeſtalt nicht Gelegenheit gehabt hatte, den Principal um Verſchwiegenheit zu bitten, ſo ſchmeichelte ich mir doch mit der beruhigenden Hoffnung: er werde mich — ſchon aus Erkenntlichkeit für meinen guten Willen — gewiß nicht compromittiren. Leider mußte ich aber bald genug erfahren, daß meine Erwartung nicht erfüllt worden war.

Herr S** mochte nemlich der Meinung geweſen ſeyn, es könne doch wohl nicht ſchaden, wenn er dieſe Gelegenheit wahrnähme, um ſich einmal gegen ſeine Frau Gemahlin zu erklären. Gleich nach ſeiner Zurückkunft aus der Reſſource, wagte er es auch wirklich, ihr mit aller nur möglichen Schonung einige Vorſtellungen zu machen. So delikat er aber auch zu Werke ging und ſo gewiß das Recht ganz auf ſeiner Seite war, ſo fanden ſeine Ermahnungen doch kein Gehör. Madam läugnete

vielmehr mit beyspielloser Unverschämtheit alles ab, keifte so laut, daß ich im Laden jedes Wort verstehen konnte und verlangte mit Ungestüm: der Jemand solle ihr genannt werden, der sich Bemerkungen über sie erlaubt habe. Dazu wollte sich nun Herr S** durchaus nicht verstehen und weigerte sich lange, ihre Forderungen zu erfüllen, aber endlich mußte er doch nachgeben; ihm blieb kein anderes Mittel übrig, den erwünschten Frieden wieder zu erlangen und als dieser zu Stande gekommen war, konnte ich auch ohne Scharfsinn errathen: daß mein thörichtes Unternehmen der beschwichtigten Ehegenossin hatte verrathen werden müssen.

In banger Erwartung, welche Rache die erzürnte Dame für den ihr gespielten Streich nun an mir nehmen würde, durchwachte ich die Nacht und trat am folgenden Tage nicht ohne Zittern in die Conterstube, als man mich zum Mittagessen rief; denn ich wußte aus Erfahrung, daß Madam gewöhnlich bey Tische mit mir zu zanken pflegte. Alle Symptome, die ich an meiner ungnädigen Gebieterin wahrnahm,

nahm, waren auch von der Art, daß ſich dar-
aus auf ein fürchterliches Ungewitter ſchließen
ließ, das in kurzem loszubrechen drohte. Ihr
Geſicht glühete vor Zorn, die furchtbaren Bli-
ke, die ſie umher warf, ſchienen mich durch-
bohren zu wollen und die kupferartigen envi-
ons ihrer Naſe, waren dergeſtalt inflammirt,
daß ſie an Farbe dem Krapproth glichen.

Die Frau Principalin war übrigens nicht
gewohnt, lange hinter dem Berge zu halten
und that ſich auch heute keine Gewalt an. Sie
wußte vielmehr mit ſataniſchem Scharfſinn ſo-
gleich eine Veranlaſſung zum Streit herbey zu
führen und war nun unerſchöpflich in Kränkun-
gen und Beleidigungen, die ſie mir zufügte, ſo
laſſen ich auch alles über mich ergehen ließ.

„Ueberhaupt" — ſo fuhr ſie nach langem
Denken endlich fort — „iſt er bis jetzt noch viel
zu ſchonend behandelt worden und man hat bey
ihm mehr Umſtände mit ihm gemacht, als
nöthig geweſen wäre; aber ich will ihm
ſagen: wie ein Lehrburſche eigentlich behandelt
werden muß! — Den Augenblick ſteh' er auf!"

— Ich gehorchte ſtillſchweigend. — „Setze er den Stuhl wieder an Ort und Stelle!“ — Ich that abermals, wie mir befohlen worden, ob ich gleich nicht begriff, wo das alles hinaus ſollte. „Von jetzt an hat er nicht mehr nöthig, ſich bey Tiſche einen Stuhl zu holen, denn künftig wird er ſeine Mahlzeit ſtehend einnehmen, wie es einem Lehrburſchen zukommt!“

Ich wunderte mich nicht wenig, denn von ſolch einer abgeſchmackten Mode hatte ich noch nie etwas gehört; doch mußte ich mich in die Zeit ſchicken, ſo ſchwer mir es auch ankam.

Mit dieſer Rache, dachte ich, wird ſie doch wohl zufrieden ſeyn und dich nunmehr in Ruhe laſſen, aber ſo gut kam ich nicht fort. Madam hatte ſich einmal vorgenommen, mich auf eine recht empfindliche Art zu demüthigen und trug mir noch mehrere Geſchäfte auf, welche bisher die Dienſtmädchen verrichten mußten, die aber, ihrem Ausdrucke nach, dem Burſchen zukämen und mir zeither bloß aus übel angebrachter Schonung, nicht zugemuthet worden wären. So ſollte ich zum Beyſpiel: den Handlungsdie,

nern die Stiefeln putzen und ihnen das Früh-
stück auf die Stube tragen; ferner: den Laden
ausfegen und was dergleichen mehr war. Die-
se harte Forderungen brachten meinen Stolz
nicht wenig in Aufruhr und ich sann auf Mit-
tel, mir solche entehrende Verrichtungen mit
guter Art vom Halse zu schaffen, da ich sie
doch nicht geradezu ablehnen durfte.

Ich hatte immer gehört, daß man in sol-
chen Fällen am besten thäte: sich so ungeschickt
als möglich anzustellen und das beschloß ich
denn auch in Anwendung zu bringen.

Diesem Vorsatz getreu und gegen Drohun-
gen, selbst gegen herabwürdigende Benennungen
meiner ungnädigen Gebieterin, schon gleichgül-
tig geworden, warf ich das Kaffeegeschirr, wie
aus Versehen, verschiedene Male die Treppe
herab, so daß die Frau vom Hause, des wie-
derholten Verlustes überdrüssig, sich endlich ge-
nöthiget sahe, dieß lästige Amt wieder geübte-
ren Händen anzuvertrauen.

In gleicher Absicht putzte ich auch die Stie-
feln meiner Vorgesetzten möglichst schlecht und

schabte überdieß noch mit Messern so unbarmherzig darauf herum, daß die Besitzer derselben, unter lauten Verwünschungen meiner Ungeschicklichkeit sich einen anderen dienstbaren Geist zu diesem Geschäft annehmen mußten.

Endlich war ich noch darauf bedacht, auch das Stehen bey Tische aus der Mode zu bringen. Dieß war mir auch über alle Beschreibung beschwerlich; denn da ich schon ziemlich heran gewachsen war, so erlahmten mir immer die Arme, von den weitläuftigen Bewegungen, die ich machen mußte, um die Speisen bis in den Mund zu bringen und ich aß mich oft kaum zur Hälfte satt, um nur bald aus dieser peinlichen Stellung erlöset zu seyn. Ueberdieß ragte ich auch im Stehen wie ein Storch über die ganze Tischgesellschaft empor und spielte die lächerlichste Figur von der Welt. Ich steckte mich zuerst hinter das Mädchen, das den Tisch zu decken pflegte und ließ mir nach einiger Zeit, wie aus Versehen, wieder einen Stuhl an meinen Platz stellen. Madam hatte dieß nicht bemerkt als ich mich aber ohne weitere

Umſtände niederſetzte, fiel es ihr in die Augen und ſie befahl mir: ſogleich aufzuſtehen, den Stuhl wieder fort zu ſetzen und meine Mahlzeit nach wie vor ſtehend einzunehmen. Auf dieſe Art war alſo nicht durchzukommen und ich mußte auf ein anderes Mittel denken.

An einem Mittage hatte mir die Principalin einen Teller mit Suppe bis zum Ueberlaufen gefüllt und ſtatt des Fleiſches einen mächtigen Röhrknochen hinein gelegt, an welchem, einige wenige Biſſen ausgenommen, nichts Genießbares zu finden war. Hierüber ſchon ſehr unzufrieden — denn Fleiſch war meine Lieblingsſpeiſe — wollte ich mich über die Suppe hermachen, fand ſie aber ſo glühend heiß, daß es unmöglich war, ſie zu eſſen. Aus Unmuth griff ich nach dem Knochen, nagte ihn ab und ließ ihn dann, wie aus Verſehen, von oben herab in die Suppe fallen. Die heiße Brühe ſpritzte über den ganzen Tiſch fort und traf beſonders die Frau Principalin, die mir ſchräg gegenüber ſaß. Sie hatte ihren weiſſen Arm — den einzigen erträglich hübſchen Theil ihres

Körpers, den sie sonst immer sehr sorgfältig in Handschuhe einzuhüllen pflegte — ganz entblößt auf dem Tische liegen und dachte vermuthlich dem Monsieur Ammon eine Augenweide damit zu machen, als die heiße Suppe sich darüber ergoß und ihr auf der Stelle so bedeutende Brandblasen verursachte, daß die Spuren davon noch nach mehreren Wochen sichtbar waren.

Man kann leicht denken, welch einen fürchterlichen Lärm sie erhob. Bald trocknete sie den verbrannten Arm, bald wickelte sie ihn in Servietten, bald streckte sie ihn wieder schlagfertig und drohend gegen mich aus, daß ich bebend zurück wich. „Pack' er sich wieder in den Laden hinaus!" rief sie endlich, vor Wuth schäumend, „und unterstehe er sich nicht wieder zu Tische zu kommen; er soll künftig draussen allein essen!" —

Diese Worte klangen wie Musik in meinen Ohren, denn das hatte ich schon längst gewünscht. Auf der Stelle nahm ich mein Couvert zusammen und eilte in den Laden hinaus. Der Principal wollte seiner theuern Gattin

Vorſtellungen gegen dieſe neue Einrichtung machen, aber ſie fuhr heftig auf: „nein, ich kann den Jungen nicht länger am Tiſche dulden, er iſt mir bis in den Tod zuwider!“ —

Ich ließ die erzürnte Dame toben und verzehrte im Laden ganz friedlich mein Mittagsbrod, das mir heut' beſſer ſchmeckte, als es ſeit langer Zeit der Fall geweſen war.

Zwölftes Kapitel.

Meine Feinde bemühen ſich vergebens mir ein Geſtändniß abzunöthigen.

Solchergeſtalt von der Tiſchgeſellſchaft ausgeſchloſſen, ſahe ich die Frau vom Hauſe jetzt ſeltener als vorher, ohne daß dadurch ein beſſeres Verhältniß unter uns erzeugt worden wäre; im Gegentheil nahm ich bald darauf wieder die Gelegenheit wahr, meiner ungnädigen Gebieterin abermals einen Poſſen zu ſpielen.

Ich mußte nemlich einen Kober mit Krebsen von der Post holen, den mein Herr als Geschenk erhalten hatte. Beym Visitiren desselben fand es sich, daß die sämmtlichen hohen Herrschaften in bestem Wohlseyn angelangt waren; nur ein einziger — den ich seiner Größe und seines ehrwürdigen Ansehens wegen, für den Urgroßvater der ganzen Gesellschaft hielt — hatte die Strapazen einer solchen Reise nicht mehr ertragen können und war, wenn auch nicht gerade eines sanften, doch eines natürlichen Todes gestorben. Diesen ehrwürdigen Leichnam bestimmte ich zur Ausführung meines Plans und schob ihn, sauber in Papier gewikkelt, in meine Tasche.

Die Frau Principalin war, wie schon oben gesagt, von kleiner verwachsener Gestalt und hatte sich, um doch einigermaßen ein respectables Ansehen bey Tische zu haben — einen hohen gepolsterten Lehnsessel machen lassen, auf welchem sie immer während des Essens zu sitzen pflegte. In diesen Lehnstuhl practizirte ich den selig entschlafenen Großpapa-Krebs und be-

festigte ihn in den Springfedern, auf welchen das Polster ruhete, so daß er nicht wieder heraus fallen konnte. Zur Ausführung dieses Unternehmens hatte ich übrigens den Augenblick so gut gewählt, daß niemand etwas davon gewahr wurde und ich konnte demnach ganz ruhig dem Erfolg entgegen sehen.

Mehrere Tage blieb alles ganz ruhig, als aber der verborgene Cadaver nach und nach in Fäulniß überzugehen begann, da zerbrach man sich allgemein den Kopf, woher wohl der seltsam widrige Geruch kommen möchte, der sich in der Contorstube verbreitete. Dem Principal, der sich den ganzen Tag über darinnen aufhielt, war dieser Duft noch nicht so auffallend, als seiner Ehegenossin, welche nur zuweilen herein trat und sich vergebens bemühte, die pestilenzialischen Ausdünstungen durch Räucherpulver zu vertreiben.

Monsieur Ammon meinte: es möchte vielleicht hinter den Tapeten eine Ratte krepirt seyn, die diesen unerträglichen Gestank veranlasse. Man ließ sogleich einen Tapezierer kom-

men und die ganze Tapete heraus reißen; jedoch ohne allen Erfolg, denn man fand auch nicht die mindeste Spur von dem, was man suchte. Endlich verfiel Madam auf die kluge Idee: der Nase nach zu gehen, und auf diese Art gelangte sie denn auch glücklich bis zu ihrem großen Polsterstuhl. Dieser wurde nun von allen Seiten untersucht und um und wieder umgekehrt, bis man endlich das stinkende Schalthier entdeckte und aus seinem Schlupfwinkel hervorzog.

Nachdem man sich wechselsweise über den Fund gefreuet und gewundert hatte, wurde die sehr natürliche Frage aufgeworfen: auf welche Art denn wohl das Thier in den Stuhl gekommen seyn möchte? — Der Principal, die Principalin, Monsieur Ammon und Monsieur Schmidt standen um den Leichnam her, hielten sich insgesammt die Nasen zu und zerbrachen sich die Köpfe, um diese spitzfindige Frage genügend zu beantworten, während ich an der Glasthüre lauschte, um den Ausgang der Sache zu erwarten. Endlich bemerkte Monsieur Ammon, daß auf dem Papiere, in welchem der Krebs ge-

ſteckt hatte, Schriftzüge befindlich waren, die er augenblicklich für die meinigen erkannte, und daraus wollte er nun den maliciöſen Schluß ziehen: daß ich vielleicht den Frevel verübt haben könne. Der Frau Principalin — die überhaupt beſtändig der Meinung ihres Lieblings war, ſo gern ſie auch ihrem Eheherrn widerſprach — ſchien dieß ebenfalls ſehr wahrſcheinlich und ich wurde ſogleich zur Verantwortung gezogen.

Ich ſtellte mich aber ſo befremdet, als ſey ich eben vom Himmel gefallen und erwiederte, ohne die mindeſte Verlegenheit blicken zu laſſen: daß jene Buchſtaben zwar von mir herrührten, daß dieſer Umſtand jedoch nichts beweiſe, indem ich dieß Stückchen Papier als unwichtig weggeworfen habe und daſſelbe nach mir, vielleicht ſchon in zehen anderen Händen geweſen ſeyn könne. „Auch erkläre ich mir,“ fuhr ich fort, „die ganze Sache ſehr natürlich. Als ich neulich den Kober mit den Krebſen von der Poſt geholt hatte, mußte ich ihn im Contor abſetzen und er hat hier über eine halbe Stun-

de lang gestanden. Wie leicht kann nun nicht jener Krebs sich heraus gedrängt, hernach in dem Stuhl einen Zufluchtsort gesucht und darinnen seinen Tod gefunden haben, ohne daß irgend eines Menschen Hand, mit dabey im Spiele gewesen ist?" —

Monsieur Schmidt fand diese Erklärung sehr wahrscheinlich, aber Madam war ganz anderer Meinung. „Rede er nicht so einfältig!" fuhr sie mich an, „ein Krebs kann kaum auf geradem Fußboden kriechen, wie sollte es denn dieser angefangen haben, um an den glatten lackirten Beinen des Stuhls in die Höhe zu klettern?" —

„Man hat Beyspiele," wandte ich ein, „daß die letzte Todesangst, bey Menschen sowohl wie bey Thieren, oft ganz ungewöhnliche Kraftäußerungen hervorbringt."

„Halt' er sein Maul!" fuhr Madam ärgerlich fort, „ich will sein albernes Gewäsch nicht weiter hören. Hat sich das Thier etwa auch selbst so sorgfältig in Papier gewickelt, wie wir

s hier gefunden haben? Sollte das auch in
er Todesangſt geſchehen ſeyn?"

Dieſer letzte Umſtand, an welchen ich gar
cht gedacht hatte, brachte mich mit meiner Er-
ärung ſogleich ad absurdum und es blieb mir
n nichts weiter übrig, als mich durch hartnäcki-
s Läugnen, von der Beſchuldigung zu reinigen,
e mir gemacht wurde. Das that ich denn
ch mit beyſpielloſer Unverſchämtheit und nicht
furchtbaren Drohungen der Madam, nicht
s gütliche Zureden des Principals, waren
mögend mir ein Geſtändniß zu entlocken, das
mich gewiß ſehr üble Folgen gehabt haben
rde. Demungeachtet hätte man mich doch
leicht endlich überwältiget und gezwungen:
Wahrheit die Ehre zu geben, wenn nicht
Verdacht, der auf mir ruhete, zu meinem
ck nur getheilt geweſen wäre. Die Princi-
n hatte ſich nemlich an eben dem Tage, an
chem die Krebſe ankamen, mit ihren „bey-
Dienſtmädchen heftig gezankt und ſchien
, noch eher wie mich, eines ſolchen Streichs
g zu halten.

Die Mädchen wurden also ebenfalls zur Untersuchung gezogen und aufs schärfste examinirt. Da ging es an ein Disputiren, daß allen Anwesenden die Ohren gellten. Die Mädchen läugneten, weil sie, wirklich unschuldig waren und ich, weil ich das Lügen und Streiten im väterlichen Hause meisterhaft gelernt hatte. Madam ärgerte sich dermaßen, daß ihr die Lippen blau wurden und die Stimme zuletzt versagte; aber das Ende vom Liede war doch: daß der Thäter, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht ausgemittelt werden konnte.

Dreyzehntes Kapitel.

Meine Erfahrung und Menschenkenntniß vermehren sich.

Ich übergehe jetzt eine Menge ähnlicher Vorfälle, kann jedoch nicht umhin einer Begeben-

heit zu erwähnen, die auf mein ferneres Schicksal einen bedeutenden Einfluß hatte.

Monsieur Ammon galt, wie schon oben gesagt, sehr viel bey den Frauenzimmern. — Er nahm sich oft Freyheiten bey ihnen heraus, die sie anderen Mannspersonen gewiß sehr übel genommen haben würden und dennoch bemerkte ich oft, nicht ohne Neid, daß ihm so mancher schöne Kuß willig geopfert wurde. Diese Tändeleyen des Monsieur Ammon gefielen mir ausnehmend wohl und ich versuchte es in seine Fußstapfen zu treten; fand jedoch, zu meinem großen Verdruß, nirgends die günstige Aufnahme, deren sich mein Vorbild so allgemein erfreuen konnte. Die mehresten Mädchen stellten sich, als ob sie die Süßigkeiten ganz überhörten, die ich ihnen sagte; andere sahen mich ganz verwundert an, als ob sie gar nicht begriffen, wie ich dazu käme, ihnen so etwas vorzureden; noch andere fertigten mich ganz kurz und schnippisch ab, und einige waren sogar unartig genug, mir gerade ins Gesicht zu lachen.

Nur ein Frauenzimmer schien mir nicht abgeneigt zu seyn und war sogar zuvorkommend gegen mich. Sie nahm die Schmeicheleyen, die ich ihr sagte, wohlgefällig an, erwiederte jeden Druck meiner Hand und warf mir oft Blicke zu, die mir tief in die Seele drangen. Ich war außer mir vor Freuden, endlich einen Gegenstand gefunden zu haben, an den ich meine Zärtlichkeit auslassen konnte und ein förmlicher Liebeshandel, war unter solchen Umständen, bald eingeleitet.

Caroline — so nannte sich meine Schöne — war ein Mädchen von ganz niederer Herkunft und diente als Amme bey dem Herrn Justizrath K**, der in unserm Hause wohnte. Ich war sehr für sie eingenommen und dabey in einem solchen Grade Neuling, daß ich sie nicht allein als das höchste Ideal von Schönheit, sondern auch als den Inbegriff aller weiblichen Tugenden und Vollkommenheiten verehrte. Ueberhaupt spielte mir damals die Liebe sehr arg mit. Ich konnte vor Sehnsucht keine Nacht schlafen und fügte es sich zuweilen, daß

die

die Auserwählte unvermuthet in den Laden trat, so wurden Empfindungen in mir rege, als würde ich plötzlich mit großen Massen siedenden Wassers übergossen. Bey dem allen war ich einfältig genug, mir einzubilden: ich sey der Erste, zu dem das Herz dieses Engels sich hinneige; obgleich Hundert gegen Eins zu wetten war, daß sie gewiß schon seit mehreren Jahren, aus einer Hand in die andere gegangen seyn mochte.

Das Schmachten im Stillen und das bloße Händedrücken, genügte mir nicht lange und bald suchte ich Gelegenheit, meine Geliebte des Abends vor der Thür zu sprechen. Aber auch diese Unterhaltung, die — um kein Aufsehen zu erregen — nur immer einige Augenblicke dauern konnte, befriedigte mein heisses Verlangen keinesweges und ein Vorschlag, den mir Carolinchen kurz darauf machte, kam mir daher sehr erwünscht. Sie fragte mich nemlich: ob ich sie nicht spät auf den Abend, wenn der Laden geschlossen und alles bey uns zu Bett gegangen seyn würde, auf ihrem Zimmer besu-

chen wolle? Ich willigte mit Freuden ein, meinte jedoch: es möchte wohl sehr schwer halten, um ungesehen bis in ihr Zimmer zu gelangen. Meine gefällige Schöne hatte aber schon alles überlegt und theilte mir einen Plan mit, dessen Ausführung wir noch auf denselben Abend festsetzten.

Der Justizrath K** wohnte in der unteren Etage des Schweigerschen Hauses, und das Fenster meiner Geliebten — durch welches ich der Verabredung gemäß steigen sollte — befand sich in einem Winkel des Hofes, der vom Vorderhause aus, nicht übersehen werden konnte. Das Hinaufklettern an dieser Stelle, wurde ganz besonders durch den Umstand erleichtert, daß dicht neben dem Fenster eine Gosse herab geleitet war, unter welcher eine große Tonne stand, um das Regenwasser aufzufangen. Diese Tonne ließ sich leicht ersteigen und von dem Rande derselben, war man dem vorerwähnten Fenster so nahe, daß nur eine mäßige Gewandtheit dazu gehörte, um sich vollends hinein zu helfen. Was mich betraf, so wohnte ich eben-

falls im Hintergebäude und konnte aus meiner Stube, ohne alle Schwierigkeiten bis auf den Hof kommen, da die Thür, welche zu der Treppe des Seitengebäudes führte, zur Nachtzeit bloß mit einem Riegel verwahrt wurde, der sich ohne Geräusch zurück schieben ließ.

Es ging auch wirklich alles gut von statten, denn ich schlich — nachdem die Geschäfte beendet und alle Hausgenossen zur Ruhe gegangen waren — ganz leise aus meinem Zimmer und kam ungehindert bis zu dem Ort meiner Bestimmung. Ein leises Husten war das verabredete Zeichen, und kaum hatte ich dieß hören lassen, so öffnete meine Schöne das Fenster und bot mir freundlich einen guten Abend. In einem Hui stand ich oben auf dem Rande der Tonne und wollte mich eben so schnell in das geöffnete Fenster schwingen, hatte jedoch meinen Sprung nicht vorsichtig genug berechnet, sondern fehlte, und fiel in den inneren Raum der Tonne hinab. Zu meinem Unglück war sie fast ganz gefüllt, so daß ich mit einem

Male, bis über die Hüften, im eiskalten Waſſer ſtand.

Noch nie iſt wohl ein Liebhaber, der eben im Begriff war, in die heiſſe Umarmung ſeines Mädchens zu ſinken, ſo übel angekommen, wie ich. Es dauerte ziemlich lange, ehe ich im Stande war, mich aus dem hohen Faſſe heraus zu arbeiten, und als ich endlich wieder auf trockenem Grund und Boden ſtand, hatte das Waſſer meine Kleidung bis auf die Haut durchnäßt. Dabey war die Jahreszeit noch gar nicht von der Art, daß man allenfalls ein kaltes Bad hätte vorlieb nehmen können; denn dieſe Begebenheit ereignete ſich in den erſten Tagen des Monats März, und ſelbſt das Feuer der Liebe, von dem ich doch ganz durchglühet war, konnte nicht verhüten, daß mir — von Fieberſchauern ergriffen — die Zähne unwillkührlich klappten.

Linchen äußerte viel Theilnahme an meinem Unfalle und verſprach: mich zu wärmen und zu trocknen, wenn ich nur zu ihr hinauf kommen könnte. Ich wagte alſo noch einen

Verſuch und da ich dießmal mit weniger Hitze, aber mit deſto größerer Vorſicht kletterte, ſo gelangte ich glücklich bis in das Zimmer meiner Geliebten und wurde von ihr mit einer ſo heiſſen Umarmung empfangen, daß ich mich für alle ausgeſtandene Mühſeligkeiten, reichlich entſchädigt fühlte. Schnell wie ein Traum entfloh die Nacht und der dämmernde Morgen fand mich in Geheimniſſe eingeweihet, von deren Daſeyn ich bisher bloß eine dunkle Ahnung gehabt hatte.

Als ſchon der Tag grauete, ſchied ich endlich von meiner Geliebten, gab ihr das Verſprechen, ſie bald wieder zu beſuchen und kehrte nun, ohne weitere Unannehmlichkeiten, auf eben dem Wege zurück, auf welchem ich gekommen war.

Als ich nachher ruhig über den ganzen Vorgang nachdachte, da ſtiegen Betrachtungen mancherley Art in mir auf. Ich hatte in dem kurzen Zeitraum einer Nacht, meine Menſchenkenntniß anſehnlich erweitert und Erfahrungen gemacht, die mir ungemein wichtig ſchienen.

Auch Linchen betrachtete ich jetzt mit ganz anderen Augen, als zuvor und wenn ich gleich ihren Reizen noch volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, so war doch das hohe Ideal von Sittlichkeit und Tugend, das ich früher in ihr verehrte, verschwunden und statt der vormaligen geistigern Liebe, fühlte ich mich jetzt nur noch durch niedere Begierden zu ihr hingezogen, die sie selbst, auf eine etwas unzarte Art, in mir geweckt hatte. Jung wie ich war, besaß ich doch schon feines Gefühl genug, um das Unsittliche eines solchen Betragens zu empfinden, und wirklich hatte das unanständige Benehmen meiner Geliebten — das so unverkennbar den Stempel der Gemeinheit an sich trug — schon damals den Keim eines gewissen Ueberdrusses in meine Brust gelegt, der sich späterhin entwickelte.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Held tritt unvermuthet auf.

Demungeachtet ſetzte ich meine nächtlichen Beuche bey Carolinen noch eine Zeit lang fort, hne daß unſer Verhältniß von irgend jemand ntdeckt und geſtört worden wäre. Je länger ieſer Umgang aber dauerte, je mehr wurde nir meine Geliebte zuwider; denn bey jedem Beſuche entdeckte ich neue Eigenſchaften an hr, die von der Verworfenheit ihrer Geinnungen zeugten und mich bald zu dem Entchluß vermochten: für immer mit ihr zu brehen.

Schon ſeit einiger Zeit empfing ſie mich emlich mit auffallender Kälte und als ich ſie m die Urſache derſelben befragte, gab ſie mir mit gezierter Empfindlichkeit zu verſtehen: daß e nach gerade an der Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen zweifeln müſſe. „Ich habe mich Ihnen," fuhr ſie fort, „durch grenzenloſe Liebe verleitet, ganz hingegeben; habe ihnen meine Unſchuld und meinen guten Ruf geopfert, und

bekomme nun doch keinen Dank dafür. Was übrigens einem Liebhaber zukommt, weiß ich recht gut, denn ich habe Freundinnen, die mir täglich erzählen, wie sich ihre Liebhaber gegen sie aufführen!" —

Daß ein Frauenzimmer, deren Bekanntschaft ich erst machte, als sie schon einem Ammendienste vorstand, mir dennoch einreden wollte: ich habe sie um Unschuld und guten Namen gebracht — war allerdings eine nie erhörte Unverschämtheit, und nur ein Neuling, wie ich es damals war, konnte so etwas mit anhören, ohne laut aufzulachen. Mir wurde jedoch bey diesen Vorwürfen angst und bange, denn ich glaubte wirklich unrecht an dem Mädchen gehandelt zu haben. Ich entschuldigte mich daher mit meiner gänzlichen Unerfahrenheit und setzte noch hinzu: daß ich ja doch, im Grunde genommen, nichts weiter gethan habe, als wozu sie selbst mir die Anleitung gegeben. So triftig dieser Grund aber auch war, so ließ ihn meine Schöne dennoch nicht gelten, sondern meinte: was sie gethan, sey bloß aus

rgroßer Liebe zu mir geschehen: ich hätte je-
h, als Mann, mehr Einsehen haben sollen,
ein schwaches Mädchen.

In diesem Puncte schien mir das Recht
wieder ganz auf ihrer Seite zu seyn, und
Strom von Thränen, den sie jetzt vergoß,
hte mich vollends ganz wehmüthig. Ich
ete, so gut ich konnte, versicherte sie einmal
r das andere, meiner immerwährenden Liebe
bat inständig: mir doch zu erklären, welche
den Pflichten eines Liebhabers ich denn
bsäumt und ihr dadurch Gelegenheit gege-
habe, an der Aufrichtigkeit meiner Gesin-
gen zu zweifeln?

Caroline ließ sich lange bitten, ehe sie
der Sprache heraus wollte, gestand mir
endlich doch: daß ein Liebhaber, der es
seinem Mädchen aufrichtig meinte, ihr auch
eilen Geschenke bringen müßte. Jetzt ging
mit einem Male ein Licht auf, und ich
es für Pflicht, mich dieses unverdienten
wurfs wegen zu rechtfertigen. Ich erklärte
daß ich als Lehrling durchaus kein Geld

führen dürfe und daher — mit dem beſten Willen von der Welt — ganz außer Stande ſey, ihr etwas zu verehren. Dagegen verſprach ich: in Zukunft, wenn ich als Ladendiener ein Gehalt beziehen würde, ſie deſto anſehnlicher zu beſchenken.

Dieß Verſprechen genügte jedoch meiner Schönen durchaus nicht. Sie hatte darauf gerechnet, die Früchte ihrer Speculation früher zu ernten und ſchien die Vortheile, die ſie aus ihrer Verbindung mit mir zu ziehen hoffte, keineswegs einer ungewiſſen Zukunft überlaſſen zu wollen. Sie gab mir daher nicht undeutlich zu verſtehen: daß wenn ich es anders aufrichtig meinte, ſich wohl Gelegenheit finden würde, ihr etwas zuzuwenden, indem ich ja doch täglich Geld und Geldeswerth genug in Händen habe.

Dieſe Zumuthung empörte mich gewaltig. Ich ſahe nunmehr ein, mit welch' einem verworfenen Geſchöpfe ich mich eingelaſſen hatte und faßte auf der Stelle den Entſchluß: dieſe Verbindung aufzugeben. Nur mit Mühe ver-

barg ich, was in mir vorging und beruhigte die eigennützige Schöne durch das Versprechen: alles Mögliche zu thun, um ihre Wünsche baldigst zu erfüllen.

Ich hatte mir fest vorgenommen Carolinen nicht wieder zu sehen und wich ihr auch deshalb, so oft sie in den Laden kam, geflissentlich aus, damit sie nicht etwa Gelegenheit finden möchte, mich wieder zu einem Besuche aufzufordern. So waren bereits mehrere Wochen verstrichen und ich glaubte schon, meine vormalige Geliebte würde mich aufgegeben und meine Stelle bereits mit einem anderen Anbeter besetzt haben, als mir eines Abends spät, ein seltsames Abentheuer begegnete.

Es kam nemlich ein Knabe in den Laden, der mir ins Ohr flüsterte: ich möchte doch auf einen Augenblick vor die Thür kommen; es sey jemand draussen, der mich auf ein paar Worte zu sprechen wünsche. Ohne etwas Böses zu ahnen ging ich hinaus. Ein langer, baumstarker Kerl in Soldatenuniform trat mir entgegen, nahm mich sogleich in Empfang und führte

mich in einen Winkel. „Hören Sie, junger Mensch!“ hub er an, „ich stehe als Grenadier bey der Leib-Compagnie des Garde-Bataillons; habe im letzten Feldzuge bey N** zuerst die Verschanzungen erstiegen und sechzehn Feinde mit eigener Hand erlegt; habe D** stürmen helfen und mich überhaupt, bey jeder Gelegenheit, wie ein Kerl gezeigt, der Haare auf den Zähnen hat.“ —

Mir war bey dieser Anrede gar nicht wohl zu Muthe. Der Mensch sahe so fürchterlich aus, wie der leibhafte Satan und schien überhaupt nichts Gutes im Sinne zu haben. Ich erwiederte daher ganz demüthig: daß ich keinen Augenblick an seiner Tapferkeit zweifle und seiner Erzählung gewiß noch Stunden lang mit vielem Vergnügen zuhören würde, wenn meine Geschäfte mir nur einen solchen Verzug gestatteten. Da es mir jedoch an Zeit fehle, so bäte ich ihn: mir doch unverzüglich zu sagen, welcher Ursache ich eigentlich die Ehre seines Besuchs zu verdanken habe?“—

„Das sollen Sie sogleich hören,“ fuhr er

„Ich bin ein Bruder von der Caroli-
die Sie ſo lange bey der Naſe herum ge-
n haben. Iſt das auch Recht, junger
ſch! ſo ein armes, unſchuldiges Mädchen
verführen und hernach wie ein Lump weg
leiben? He? — Aber ich werde mich als
der der Sache annehmen und Ihnen einen
ceß an den Hals werfen, daß Sie an mich
en ſollen. Es iſt Pflicht eines jeden recht-
ſenen Bruders, den guten Namen ſeiner
veſter zu verfechten, und beſonders wenn
o wie ich, Soldat iſt und Ehre im Leibe
Ein Donnerwetter ſoll Ihnen in den Ma-
fahren, wenn Sie ſich nicht zu etwas Hon-
n verſtehen werden; das verſichere ich
n!"

Ich war ganz vernichtet. Der Angſt-
iß ſtand mir in großen Tropfen auf der
und ich bat den furchtbaren Mann um
swillen: ſeine Hitze doch nur in etwas zu
gen. „Ich will mich ja gern," verſicherte
bend, „zu allem bereitwillig finden laſſen,
nur in meinen Kräften ſteht!"

„Nun, das ist doch ein Wort," sagte der Grenadier etwas gemäßigter; „aber so mir nichts dir nichts abzuziehen, wie die Katze vom Taubenschlage, das ist ja infam! — Sehn Sie, Herr!" fuhr er fort, „wenn Sie gekommen wären und hätten auch nur lumpige zehn Thaler gebracht, so wäre es doch etwas gewesen und man hätte wenigstens den guten Willen gesehen!"

„Zehn Thaler?" wiederholte ich und preßte einen tiefen Seufzer aus meiner Brust, „sollten es denn die Jungfer Schwester nicht etwas billiger thun?"

„Was, Herr?" fuhr der Soldat heftig auf, „sind Sie des Teufels? Wie können Sie sich einfallen laßen, meine Schwester mit elenden zehn Thalern abfinden zu wollen? — Funfzig Thaler müßen Sie ihr wenigstens für den Kranz bezahlen und mir — für den vielfachen Verdruß, den ich Ihretwegen gehabt habe — noch ein gutes Douceur obenein geben!"

Es fehlte wenig, so wäre ich vor Schrecken in Ohnmacht gefallen; denn eine solche

mme war ich durchaus nicht im Stande aufzu-
ngen. Ich ſtellte dieß dem rauhen Kriegs-
nne mit Thränen in den Augen vor und bat
einmal über das andere: mich doch nicht
lücklich zu machen. Endlich, nach vielen
hatten, wurden wir einig. Ich mußte mich
eiſchig machen: zehn Reichsthaler für Lin-
s Kranz und fünf Thaler, als Douceur für
n tapferen Herrn Bruder zu bezahlen, der
ſo grauſam geängſtiget hatte. Um dieſe
mme aufbringen zu können, wurde mir eine
che Friſt zugeſtanden und dabey zur Pflicht
acht, über die ganze Verhandlung das
e Stillſchweigen zu beobachten, „weil" —
der Grenadier ſich ausdrückte — „der gute
ſeiner Schweſter zum Teufel ginge, wenn
n geſprochen würde!" —

Nachdem nun die Convention geſchloſſen
mit einem Handſchlag beſiegelt worden war,
te der Unhold Anſtalt mich zu verlaſſen und
te mir an: daß er heut' über acht Tage,
die nemliche Zeit erſcheinen und die ſtipu-
Summe in Empfang nehmen werde. Auch

fand er noch für gut hinzuzufügen: ich solle mir nicht etwa einfallen laßen, den Zahlungstermin weiter hinaus schieben zu wollen; denn er würde im Namen seiner Schwester, unverzüglich eine Klage gegen mich einreichen, wenn ich an dem bestimmten Tage mit leeren Händen erschiene und ihn etwa mit lamentablen Redensarten hinzuhalten dächte. Damit ging er fort.

Ich schöpfte wieder Athem, trocknete den Angstschweiß von meiner Stirn und ging in den Laden zurück, um nun zu überlegen: wie ich es wohl werde anstellen müßen, um das mir abgenöthigte Versprechen zu erfüllen. Schaffen mußte ich das Geld, es koste auch was es wolle — so viel sahe ich wohl ein; denn mein Gegner war kein Mann, der mit sich spaßen, oder sich mit höflichen Worten abspeisen ließ. Ich entschloß mich daher, alles was nur von meinem Kleidervorrath entbehrlich war, zu verkaufen und auf diese Art die erforderliche Summe aufzubringen.

So hoch ich aber auch alles anschlug, so ergab sich doch, daß eine solche Versteigerung, nichts

nichts Erkleckliches abwerfen würde und ich mußte mich — ſo ungern ich es auch that — bequemen, meine Uhr zu verkaufern. Freylich konnte dieſe über kurz oder lang vermißt werden und ich zitterte ſchon, wenn ich nur an das Ungewitter dachte, das in dieſem Falle auf mich losbrechen mußte; aber die Noth war dringend und es blieb mir durchaus kein anderer Ausweg übrig.

Ich glaubte mich in dieſer Angelegenheit nicht beſſer addreſſiren zu können, als an einen Juden, der täglich zu uns in den Laden kam und ſeine Dienſte zu Geſchäften jeglicher Art anbot; wobey er immer um das dritte Wort von ſich ſelbſt zu ſagen pflegte: er ſey ein grundehrlicher Mann. Dieſer ehrliche Hebräer kannte auch bereits meine Uhr, denn er hatte ſie öfters geſehen und mehr als einmal ſehr lebhaft den Wunſch geäußert, dieſelbe kaufen zu können. Jetzt aber, da ich ſie ihm anbot, ſchien mit einem Male alle Luſt zu einem ſolchen Handel, von ihm gewichen zu ſeyn. Er klagte gewaltig über die jetzigen ſchlechten Zeiten, in

welchen sich Sachen von Werth so schwer an den Mann bringen ließen und bot mir endlich so schimpflich wenig, daß ich unmöglich in den Kauf willigen konnte. Erst nach einigen Tagen wurden wir dieses Handels wegen einig und der ehrliche Mann zahlte mir zwanzig Thaler, für eine Uhr, die ihre vierzig unter Brüdern werth war.

Meine Seelenangst verschwand, als ich die schönen blanken Thaler einstrich; denn ich konnte nunmehr dem festgesetzten Zahlungs-Termin ruhig entgegen sehen. Daß sich übrigens mein Gegner, der tapfere Grenadier, auch als Mann von Wort zeigte und am bestimmten Tage nicht vergebens auf sich warten ließ — versteht sich von selbst. Er fand sich zur gehörigen Zeit ein; ließ sich eben so, wie das vorige Mal, bey mir anmelden; nahm die stipulirte Summe in Empfang und verließ mich dann, nachdem er mir nochmals angedeutet hatte: daß er die fürchterlichste Rache an mir nehmen würde, wenn ich es wagte, von meinem vormaligen Liebesverständnisse und überhaupt von der ganz

zen Verhandlung mit ſeiner Schweſter, etwas auszuplaudern.

Funfzehntes Kapitel.

Es wird Standrecht gehalten und der Stab über mich gebrochen.

Ich war ungemein froh, den ganzen verdrießlichen Handel glücklich beygelegt zu haben und zitterte nur noch, wenn ich an den Augenblick dachte, wo mein Vater die Uhr vermiſſen würde. Ohne zu ahnen daß mir die verwünſchte Liebſchaft noch anderweitig Verdruß zuziehen könne, ſann ich bloß auf Mittel: den Verkauf der Uhr, ſo lange als möglich geheim zu halten und befeſtigte zu dem Ende meinen Koffer-ſchlüſſel an die Uhrkette, welche ich nach wie vor zur Schau trug. Im Fall aber dieſe Spiegelfechterey, wie leicht vorauszuſehen war, auf die Länge nicht den erwünſchten Erfolg ha-

ben und mein Vater dennoch hinter meine Schliche kommen sollte, hatte ich mir vorgenommen, ihm weis zu machen: ich sey schon vor geraumer Zeit so unglücklich gewesen, die Uhr zu verlieren und habe ihm bisher aus Furcht diesen Verlust verschwiegen. So gut ich indessen auch alles ausgedacht zu haben glaubte, so vereitelte doch ein neues Unglück, welches mich kurz darauf traf, meinen ganzen Plan.

Der Herr Justizrath K**, in dessen Diensten meine vermalige Geliebte stand, war nemlich ansehnlich bestohlen worden und da er argwöhnte, daß einer von seinen Dienstboten, diesen Diebstahl verübt haben müsse, so veranstaltete er eine Hausvisitation und ließ die sämmtlichen Effecten seiner Leute, aufs genauest sie untersuchen. Bey dieser Gelegenheit fanden sich nun auch in Carolinens Koffer die zehn Thaler, die ihr tapferer Herr Bruder mir abgepreßt hatte, und es entstand daher der Verdacht: dieß Geld möchte wohl nicht auf die ehrlichste Art erworben seyn. Sie wurde das

er sehr scharf examinirt und mußte es endlich
estehen, daß sie diese Summe von mir geschenkt
rhalten hatte. Der Herr Justizrath wollte aber
urchaus nicht glauben, daß ein Lehrling, der
och kein Taschengeld führen durfte, ein solches
eschenk gemacht haben solle und kam sogleich
meinem Principal, um sich in dieser Sache
s gehörige Licht zu verschaffen.

Ich wunderte mich nicht wenig, als ich in
e Contorstube gerufen und gefragt wurde: wie
zu dem Gelde gekommen sey, das ich der
mme zum Geschenk gemacht habe. Anfangs
llte ich das ganze Factum abläugnen; als ich
er sahe, daß ich auf diese Art nicht durch-
m, sondern im Gegentheil das Uebel noch
limmer machte und den Verdacht einer Ver-
treuung auf mich lud, so gestand ich endlich:
ß ich meine Uhr verkauft habe, um jenes Ge-
enk machen zu können.

Die strengen Examinatoren wollten aber
ser meiner Aussage keinen Glauben beymes-
, sondern beschuldigten mich geradezu des
ebstahls. Sie versprachen mir völlige Ver-

zeihung, wenn ich sogleich alles gestehen und es nicht durch hartnäckiges Läugnen dahin bringen wolle, daß man die Strenge der Gesetze gegen mich in Anwendung bringen müsse. Ich konnte mich jedoch unmöglich zu einer That bekennen, die ich nicht begangen hatte und da ich fortfuhr bey meiner Aussage zu beharren, so ließ man sich den Käufer der Uhr nahmhaft machen und diesen auf der Stelle holen.

Der ehrliche Jude lamentirte gewaltig, als er die Ursache erfuhr, um derentwillen er gerufen worden war. Er glaubte nichts gewisser, als daß er die Uhr würde herausgeben und den dafür erlegten Kaufschilling verlieren müssen; daher er denn alle Anwesende inständig bat: die Sache doch ja nicht bey den Gerichten anhängig zu machen und einen ehrlichen Mann nicht in Verlegenheit zu bringen.

Das Zeugniß des Juden, welches mit meiner Aussage auf das Genaueste übereinstimmte, hatte mich endlich von dem Verdacht des Diebstahls gereinigt und man schickte mich wieder in den Laden hinaus, um zu überlegen, was

nter ſo bewandten Umſtänden mit mir anzu-
fangen ſey. Dieſe Deliberation kam mir wie
in Standrecht vor, das über mich gehalten
wurde; wobey denn die Frau Principalin na-
ürlich den Präſidenten, Monſieur Ammon ei-
nen vortragenden Rath und der Herr Principal
inen ſimpeln Beyſitzer machte. Ich hielt mich
nit klopfendem Herzen in der Nähe der Thür
nd hörte alles, was in der Verhandlung ge-
prochen wurde.

Monſieur Ammon fand den Fall ſehr be-
enklich und meinte: daß man von einem jun-
en Menſchen, der ſchon ſo frühzeitig Hang zu
lusſchweifungen blicken ließe, auch für die Zu-
unft nicht viel Gutes zu erwarten habe.

Der Herr Principal fand dieſen Ausſpruch
u ſtrenge. Es ſey gar nicht unmöglich, ſagte
r, daß ich noch auf gute Wege zurückgeführt
erden könne und ſelbſt dieſer Vorfall, werde
ewiß zu meiner Beſſerung beytragen. Er
hlug vor: mich in Zukunft ſtrenger als bisher
u beobachten, damit ich nicht wieder dergle-
en Verbindungen anknüpfen und auf ähnliche

Abwege gerathen könne. Da übrigens die Handlung durch diesen Vorfall keinen Verlust erlitten habe, so halte er es fürs Beste: die ganze Sache meinem Vater zu melden und es diesem zu überlassen, auf welche Art er mich bestrafen und den Juden zur Zurückgabe der heimlich gekauften Uhr zwingen wolle.

Die Frau Principalin billigte zwar die letzte Maßregel, zweifelte jedoch an meiner Besserung und war ganz der Meinung des Monsieur Ammon. „Wenn ein solcher Junge," sagte sie, „schon so weit gekommen ist, daß er seine Sachen verkauft und das Geld liederlichen Dirnen zusteckt, so ist auch kein gutes Haar mehr an ihm und man thut am besten, ihn je eher je lieber fortzujagen. Was kann auch am Ende bey längerer Nachsicht heraus kommen? — Wenn er selbst nichts mehr zu verkaufen hat, so wird er uns bestehlen und dem kann man sich doch nicht aussetzen. Ueberdieß ist mir der Bengel schon so fatal, daß ich ihn nicht länger sehen mag. Wir wollen ihn also nur, ohne weitere Umstände, seinem Vater zurück schicken;

der mag denn meinetwegen mit ihm anfangen, was ihn gut dünkt!"

Monsieur Ammon hielt ein solches Verfahren ebenfalls für das beste und so war denn, ohne weitere Gnade der Stab über mich gebrochen. Zwar machte der Principal, zu Gunsten meiner, noch einige Vorstellungen, aber er konnte nicht durchdringen, sondern bekam vielmehr von seiner Frau Gemahlin die Weisung: mir auf der Stelle den Laufpaß zu geben.

Das geschahe denn auch und ich hielt es für überflüssig, mich aufs Bitten zu legen, da ich recht gut einsahe: daß der Herr mich nicht begnadigen konnte, und der Zorn der Madam, durchaus nicht zu besänftigen war.

Von meiner Seite bedurfte es übrigens keiner langen Ueberlegung mehr, was ich nun anfangen sollte und mein Entschluß war daher bald gefaßt. Von meinem Lehrherrn fortgejagt und eines groben Vergehens angeklagt, durfte ich es gar nicht wagen, meinem Vater mer die Augen zu treten, wenn ich mich nicht den unmenschlichsten Züchtigungen aussetzen wollte und

es blieb mir mithin nichts weiter übrig, als in die weite Welt zu gehen. Dazu machte ich denn auch sogleich Anstalten und hoffte längst aus den Ringmauern meiner Vaterstadt entronnen zu seyn, wenn die Nachricht von dem, was ich angerichtet hatte, meinen Eltern zu Ohren kommen würde. Ich zog meinen besten Rock an, verkaufte alle entbehrliche Habseligkeiten an einen Kleiderjuden und nahm nichts, als einige wenige Kleidungsstücke und die nothwendige Wäsche mit mir.

Da ich mich jedoch schämte, mit einem Bündel zum Thore hinaus zu gehen, wie ein Handwerksbursch, so packte ich alles, was ich mitnehmen wollte, in eine große Schachtel, die ich versiegelte, um sie mit einer Fuhrgelegenheit nachkommen zu lassen, die ich bereits aufgefunden hatte. Es hielt nemlich nahe bey unserm Hause ein Milchwagen, der täglich aus einem, zwey Meilen entlegenen Dorfe, in die Stadt kam. Ich kannte den Bauer, dem dieser Wagen zugehörte, hatte mir ohnehin vorgenommen, meinen Weg durch das Dorf zu nehmen,

in welchem er wohnte und wollte ihn bitten, meine Habseligkeiten mitzunehmen. Als ich aber bey dem Wagen ankam, war der Besitzer desselben fortgegangen und ich verbarg — um keine Zeit zu verlieren — die Schachtel eiligst in das Stroh, welches in großer Menge auf dem Wagen lag und lief nun, ohne weitere Rücksprache deshalb nehmen zu können, dem Thore zu. Du wirst, dachte ich, dem Bauer wahrscheinlich unterweges begegnen und ihn vom Geschehenen benachrichtigen können; wo nicht, so trifft du ihn doch gewiß in seinem Wohnorte wieder und kannst ja alsdann dein Eigenthum zurück nehmen.

Meine ganze Barschaft — die ich theils für verkaufte Kleidungsstücke eingenommen, theils aber auch von dem Gelde übrig behalten hatte, welches ich für die Uhr empfing — betrug einige zwanzig Thaler und ich führte diese nicht in der Tasche bey mir, sondern hatte sie, um recht sicher zu gehen, in meine Kleider eingenähet.

Sechzehntes Kapitel.

Banae Ahnungen. Ich erfahre, wo die schuldlosen Seelen eigentlich in Masse anzutreffen sind.

Es ist doch eine ganz eigene Sache um das böse Gewissen, das konnte ich jetzt deutlich wahrnehmen; denn ich hatte in meinem ganzen Leben nicht solche Bangigkeit gefühlt, als in diesem Augenblicke, da ich im Begriff war, mich der wohlverdienten Strafe meines Vaters, durch die Flucht zu entziehen. Ging jemand bey mir vorüber, so schlug ich bestürzt die Augen nieder und es kam mir vor, als ob es ganz leserlich auf meiner Stirn geschrieben stände, daß ich jetzt auf unerlaubtem Wege sey. Je näher ich dem Thore kam, je höher stieg meine Angst. Es war ordentlich, als ob eine dunkle Ahnung mir prophezeihete, daß ich es nicht unangefochten würde passiren können. Mehr als einmal war ich im Begriff wieder umzukehren und hätte gewiß viel darum gegeben, wenn es möglich gewesen wäre, aus der Stadt zu kommen, ohne durch das Thor zu gehen. Jetzt war ich

nur noch wenige Schritte von dem gefürchteten Ziele entfernt und mein Herz pochte so gewaltig, daß ich jeden Pulsschlag deutlich hören konnte.

Es hatte jedoch das Ansehen, als ob man mich unbemerkt und ungehindert gehen lassen würde; denn der Corporal von der Wache, stand außerhalb des Thores und übte seine Kräfte, indem er mit einem Stocke die Distelköpfe zu Boden schlug, die dort in großer Menge wuchsen, und der Soldat, der am Eingange der Stadt als Schildwache stand, hatte sich sorglos auf sein Gewehr gestützt und sahe diese Spielerey mit an, ohne sich um mich zu bekümmern. Ich schlich, meiner Schuld bewußt, in möglichst weiter Entfernung bey beyden vorüber und mochte mich dabey ungefähr wie ein Hund gebehrden, den sein Weg bey einem Fleischer vorbey führt, dem er erst kürzlich eine Wurst gestohlen hat und für diese That, noch einer angemessenen Belohnung entgegen sieht, der er gern entgehen möchte.

Schon war ich glücklich zum Thore hinaus und beflügelte meine Schritte, um bald in Si-

cherheit zu kommen, als der Corporal mich bemerkte und mir nachrief, daß ich zurück kommen ſolle. Ich erſchrak nicht wenig, that indeſſen, als hätte ich ſeinen Zuruf nicht gehört und ſetzte mich in geſtreckten Galopp. Dadurch gewann ich jedoch nichts, denn der Herr Corporal, der ſehr gut zu Fuß war, ſetzte mir nach und hatte mich nach wenigen Augenblicken eingeholt.

„Ins drey Teufels Namen, Herr!“ ſagte er, indem er mich am Genick faßte und nach der Stadt zurück führte, „können Sie denn nicht hören, wenn man Sie ruft?“ —

Entſchuldigend erwiederte ich: daß ich zur Zeit wirklich ſehr ſchwer höre, indem ich mir, der heftigen Zahnſchmerzen wegen, die Ohren mit Baumwolle verſtopft habe.

„Nun,“ meinte der Corporal, „dann muß es vermuthlich eine unſichtbare Sorte von Baumwolle ſeyn; denn ich werde doch nichts davon in Ihren Ohren gewahr.“

Ich hielt es nicht für rathſam, das Kapitel von der Baumwolle weiter fortzuſetzen, ſon-

dern fragte ganz demüthig: weshalb ich denn zurück kommen solle?

„Sie müssen sich," erhielt ich zur Antwort, „erst bey dem wachhabenden Herrn Officier melden, bevor wir Sie zum Thore hinaus lassen können!"

So wenig ich auch den Grund dieser Vorsichtsmaßregel begriff, so mußte ich mir sie doch gefallen lassen und wurde in die Wachstube geführt. Der Herr Lieutenant — von Statur ein wahrer Koloß, der in der engen Uniform wie in einer Schnürbrust steckte — saß bey einem Glase Bier und blies große Wolken von Tabacksrauch vor sich hin, die er aus einer langen türkischen Pfeife zog.

„Hier habe ich einen Vogel erwischt!" sagte der Corporal, der sich beyläufig gesagt, sehr klug und witzig zu seyn dünkte. „Es wird wohl der Zeisig seyn, den wir suchen, denn er scheint kein gutes Gewissen zu haben und wollte Reißaus machen, als ich ihm zurief: daß er sich melden müsse!"

Bevor ich in der Erzählung meiner Ge-

ſchichte fortfahre, will ich meinen Leſern doch die Urſache mittheilen, um derentwillen ſich an jenem Tage ein jeder, der zum Thore hinaus wollte, von dem wachhabenden Officier examiniren laſſen mußte; ein Verfahren, welches in meiner Vaterſtadt ſonſt gar nicht gebräuchlich war.

Ein junger Menſch, der ungefähr mit mir in gleichem Alter ſeyn mochte, hatte nemlich gerade damals eine Uhr geſtohlen und war damit aus dem Hauſe ſeiner Angehörigen entwichen. Man hatte der Polizey davon Anzeige gemacht und dieſe ſandte ſogleich einen Laufzettel an alle Thorwachen, mit der Bitte: dieſen jungen Menſchen, deſſen genaue Beſchreibung beygefügt war, nicht aus der Stadt zu laſſen, ſondern im Betretungsfalle anzuhalten und der Behörde einzuliefern. Zu meinem Unglück paßte vieles von dem Signalement auf mich und die außerordentliche Verlegenheit, die ich bey meiner Feſtnehmung und bey dem ganzen Examen blicken ließ, beſtärkten noch den gegen mich geſchöpften Verdacht.

Nach-

Nachdem ich auf die oben beſchriebene Art dem wachhabenden Officier vorgeſtellt worden war, betrachtete mich dieſer eine Zeit lang ſchweigend und dampfte immer fort. Dann griff er nach einem beſchriebenen Bogen, der vor ihm auf dem Tiſche lag und ſahe bald das Papier, bald mich, mit großen Augen an. Endlich fragte er mich ziemlich barſch: wer ich ſey?

Dieſe Frage ſetzte mich wirklich in Verlegenheit, denn ich überlegte jetzt erſt: ob ich mich wirklich zu erkennen geben ſollte, oder ob ich beſſer thäte, mir einen erdichteten Namen beyzulegen.

„Nun, zum Teufel!“ fuhr mich der Lieutenant an, als ich mit der Antwort zögerte, „Sie werden doch Ihren Namen nicht vergeſſen haben?“

Der Corporal, welcher überhaupt mit ſeinem Vorgeſetzten auf einem ſehr familiären Fuß zu ſtehen ſchien, konnte dieſe ſchöne Gelegenheit, ſeinen Witz anzubringen, unmöglich ungenutzt vorübergehen laſſen und ließ ſich folgermaßen ver-

nehmen. „Sie müſſen es dem jungen Menſchen ſchon zu Gute halten, Herr Lieutenant! wenn er nicht alles verſteht, was man ihm ſagt; er hört etwas ſchwer und hat ſeine Ohren mit unſichtbarer Baumwolle verſtopft. Wenn man jedoch mit dem gehörigen Nachdruck zu ihm redet, ſo kann man ſich ſchon mit ihm verſtändigen!“ Bey dieſen Worten trat er ganz nahe an mich heran und ſchrie mir die Frage, die der Officier vorher an mich gerichtet hatte, mit ſolcher Heftigkeit ins Ohr, daß mir das Trommelfell hätte ſpringen mögen.

Dieſen plumpen Scherz ſchien der Herr Corporal ungemein artig zu finden, denn er konnte nur mit Mühe ein übermäßiges Gelächter zurück halten und fuhr fort, alles was der wachhabende Lieutenant noch ferner fragte, mir wie ein Unſinniger in die Ohren zu brüllen.

Ich hatte nun den Entſchluß gefaßt, wo möglich unerkannt zu bleiben. In dieſer Abſicht gab ich mich für den Sohn eines Kaufmanns aus, nannte mich Fritz Pinſcher und

uptete: bloß aus der Stadt gegangen zu
um einen Spaziergang zu machen.
Der Herr Lieutenant maß aber meiner Aus-
ſo wenig Glauben bey, daß er mir gerade
den Kopf zuſagte: ich ſolle ihm keine Un-
heiten vorreden, ſondern nur ohne Umſtän-
ngeſtehen, daß ich eine Uhr geſtohlen habe
Willens geweſen ſey, davon zu laufen.
dieſer letzten Beſchuldigung, pochte mir
gewaltig das Herz; da ich jedoch keine
entwendet hatte, und gleich vermuthete:
ier wahrſcheinlich eine Verwechſelung von
nen Statt haben müſſe, ſo ſuchte ich das
Officier begreiflich zu machen. Er verlang-
rauf meine Uhr zu ſehen, um ſich ſelbſt
erzeugen, ob es etwa die geſtohlene ſey,
welcher er ebenfalls, mit dem Laufzettel,
enaue Beſchreibung erhalten hatte.
ieſe Zumuthung brachte mich nun wieder
außer Faſſung; denn da ich ſchon lange
Uhr mehr beſaß, ſondern nur bloß die
zur Schau trug, an welcher ich einen
Schlüſſel befeſtiget hatte, ſo ſcheuete ich

mich, dieſe Armſeligkeit vorzuzeigen und ſuchte allerley Ausflüchte hervor, um mir eine ſolche Beſchämung zu erſparen. Je mehr Umſtände ich aber machte, deſto eifriger beſtand der Herr Lieutenant auf ſeine Forderung und der Corporal zog mir endlich — halb mit Gewalt — die Uhrkette aus der Taſche. Man wunderte ſich nicht wenig, ſtatt der geſtohlenen Uhr, die man bey mir vermuthet hatte, einen alten verroſteten Schlüſſel zu finden und der Officier ſahe den Corporal mit einer Miene an, die auszudrücken ſchien: er wiſſe nicht, was er von der Sache denken ſolle.

Der Corporal lächelte, weil er ſchon wieder eine witzige Idee auf dem Rohre hatte und ſagte ſchnell: „Je nun, Herr Lieutenant! das beweiſ't noch nichts, denn er mag wohl die Uhr ſchon verkümmelt haben!"

Ich konnte nicht umhin, dem Witzling für dieſe fade Bemerkung, einen verächtlichen Blick zuzuwerfen und wurde bey dieſer Gelegenheit gewahr: daß er ſelbſt wohl ſchon manchen

Groſchen verkümmelt haben mochte; denn ſeine Naſe war über und über mit Kupfer belegt.

Der Lieutenant ſchien unſchlüſſig, was er mit mir anfangen ſollte. Ich fuhr fort, ihm meine Unſchuld begreiflich zu machen und bat ihn, mich gehen zu laſſen. Davon wollte er aber durchaus nichts hören und als ich nicht nachließ, ihn mit Bitten zu beſtürmen, ſo ſagte er endlich: „nein, mein Freund! ich darf ihn auf Ehre nicht fort laſſen!“

Da der Officier dieſe Worte mit ganz beſonderem Nachdruck ausſprach und auf dieſe Verſicherung einen ſo hohen Werth zu legen ſchien, daß er damit alle meine Hoffnungen auf Entlaſſung, mit einem Male zu Boden ſchlagen wollte, ſo glaubte ich nicht beſſer reüſſiren zu können, als wenn ich ihm eben ſo bündige und gehaltvolle Betheuerungen meiner Unſchuld entgegen ſtellte. Ich verſicherte ihn daher ebenfalls: auf meine Ehre! daß ich der nicht ſey, für den er mich halte, und daß er mich mithin, ohne ſich einer Verantwortung auszuſetzen, gehen laſſen könne. Kaum hatte ich

aber das Wort: Ehre ausgesprochen, als mir der Herr Lieutenant eine so kräftige Ohrfeige versetzte, daß ich gegen die Wand taumelte. „Dummer Junge!" sagte er im höchsten Grade aufgebracht, „ich will ihn lehren, einen Officier zu foppen, der noch dazu im Dienste ist. Nach dem Stadtgefängnisse werde ich ihn schicken, dort kann er mores lernen!" Dabey war er wirklich so entrüstet, daß er mir gewiß noch öfter nach dem Gesicht gelangt haben würde, wenn ich mich nicht in der größten Eile unter die Pritsche retirirt hätte.

Der Corporal ließ bey dieser Gelegenheit eine musterhafte Gefälligkeit blicken, denn er knöpfte sogleich seinen Stock los und machte dem Herrn Lieutenant das Anerbieten: er wolle mich mit seinem spanischen Rohre so lange kitzeln, bis daß ich wieder hervor käme; aber dieser — der wohl einsehen mochte, von welchem Caliber die Ohrfeige gewesen war, die er mir applicirt hatte — machte von seiner Dienstfertigkeit keinen Gebrauch und er sahe sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt,

ſeinen Stock unverrichteter Sache wieder an-
knöpfen zu müſſen.

Der Officier ſetzte ſich jetzt nieder, um ei-
nen Rapport aufzuſetzen und ich hatte nun Ge-
legenheit zu bemerken: daß ihm das Schreiben,
bey weitem nicht ſo gut als das Schlagen, von
Händen ging; denn dieſe Arbeit wurde ihm
blutſauer. Er wiſchte ſich mehr als einmal den
Schweiß von der Stirn, verdarb ein Blatt Pa-
pier nach dem andern und erſt nachdem er ge-
raume Zeit mit der größten Anſtrengung gear-
beitet hatte, gelang es ihm einen Rapport zu
Stande zu bringen, auf welchem — bey Lichte
beſehen — doch nichts weiter als mein Name
und etwas von dem Betragen geſchrieben ſtand,
durch welches ich mich verdächtig gemacht hatte.

Jetzt befahl mir der Herr Lieutenant her-
vor zu kommen, denn ich war die ganze Zeit
über unter der Pritſche liegen geblieben, und
ich eilte um ſo mehr, dieſem Befehl nachzukom-
men, da ich gewahr wurde, daß der Herr Cor-
poral ſchon wieder ſein ſpaniſches Rohr los-
knöpfte. Ein Gefreyter und zwey Mann Wa-

che, nahmen mich nun in ihre Mitte und transportirten mich nach dem Stadtgefängniſſe. Ich ſchämte mich nicht wenig und drückte meinen Hut tief in die Augen, um nur von niemand erkannt zu werden. Alle vorübergehende gafften mich an und die Straßenjungen folgten mir jubelnd und in großen Haufen nach; wobey ſie mit den Fingern auf mich deuteten und einmal über das andere ſchrieen: „der hat geſtohlen! der hat geſtohlen!“

Endlich wurde ich wenigſtens von dieſer Qual befreyt, denn ich kam im Stadtgefängniſſe an. Der Inſpector deſſelben nahm mich in Empfang, quittirte über die richtige Ablieferung meiner Perſon und fing ſodann an mich zu viſitiren; eine Vorſichtsmaßregel, welche er bey neu ankommenden Gefangenen immer zu beobachten pflegte. Ich weiß nicht, ob dieſer Mann vielleicht in ſeinem Leben viel Hühner getaſtet haben mochte, oder wie es ſonſt zuging — genug er verſtand das Taſten aus dem Grunde; denn kaum hatte er beym Viſitiren Hand an mich gelegt und mich zu befühlen angefangen, ſo

hatte er auch gleich die harten Thaler aufgefunden, die in meinen Kleidern eingenähet waren. Er lächelte bey dieſer Entdeckung, erſuchte mich ganz höflich: den Rock nur auf einen Augenblick auszuziehen, ſchnitt ihn dann mit einem Federmeſſer auf und langte meine ganze Barſchaft heraus; die jedoch bließ — wie er ſich ausdrückte — ad depositum gelegt werden ſollte.

Ich hielt meinen ganzen Reichthum für verloren und fing bitterlich an zu weinen; aber der Herr Inſpector tröſtete mich bald wieder. Da ich Geld bey mir habe, ſagte er, ſo dürfe ich auch keine Noth leiden, denn bey ihm wären alle Bequemlichkeiten des Lebens, um billige Preiſe zu haben und er wolle auch dafür ſorgen, daß ich in recht gute Geſellſchaft kommen ſolle. Wirklich wies er mir ein ganz freundliches Zimmer an, welches gegen die Idee, die ich mir bisher von Gefängniſſen gemacht hatte, ſehr vortheilhaft abſtach.

Ein junger Menſch, der wie ein Windbeutel gekleidet war, kam mir ganz luſtig und guter Dinge entgegen, und hieß mich willkommen. Ich

glaubte nicht, daß ein Gefangener bey so freyer Laune seyn könne, und hielt ihn Anfangs für einen Aufseher des Gefängnisses; aber er benahm mir bald meinen Irrthum, und kündigte sich selbst als meinen Unglücksgefährten an, der — wie er sich ausdrückte — um eines lumpigen Wechsels von fünfhundert Thalern willen, hieher gebracht worden sey. Er fragte mich hierauf: aus welchen Ursachen ich ihm denn Gesellschaft leisten müsse, und ob meines Bleibens hier lange seyn werde? Ich schämte mich jedoch, mein Sündenregister herzuzählen, und brach aufs neue in Thränen aus. Als er nun sahe, daß ich nicht mit der Sprache heraus wollte, drang er auch nicht weiter in mich, sondern suchte mir Trost einzureden, und erzählte, um mich aufzuheitern, seine Lebensgeschichte, die in der That Stoff genug zum lachen enthielt.

Er war der Sohn eines reichen Kaufmanns in L**, und hatte bereits von seinem Vater ein grosses Vermögen ererbt; konnte jedoch, vor erlangter Majorennität, nicht darüber disponiren. Blos zum Vergnügen reis'te er jetzt von einem

zum andern, und hatte sich in meiner Va-
dt, wo es ihm besonders wohl gefiel, schon
ume Zeit aufgehalten. Seine ausschweifende
nsart und sein Hang zur Verschwendung,
ten aber: daß er mehr Geld ausgab, als
ätte ausgeben sollen, und da der geizige
Vormund sich weigerte, so ansehnliche
men einzuschicken, als sein lockerer Män-
gebrauchte, so machte dieser Schulden über
lden, und es war jetzt — in einem Zeit-
e von sechs Monaten — bereits das dritte
daß er dieserwegen im Stadtgefängnisse
mußte. Aber auch hier sparte er im Ge-
en nicht, und war des Herrn Inspektors
Kunde.

Die Tageszeit rückte jetzt heran, wo sämmt-
Gefangene ihre Freystunden hatten und auf
Hofe umher gehen durften. Mein Studen-
rad machte mir den Vorschlag: ob ich nicht
ein wenig mit ihm hinausgehen und die
chen kennen lernen wollte, mit welchen wir
einem Dache zu leben gezwungen waren.
ahm sein Anerbieten an, und wir gingen

beyde in den Hofraum hinaus. Mehr wie hundert Gefangene gingen hier auf und nieder, schöpften frische Luft, und waren froh im Genuß dieses Schauens ihrer vormaligen Freyheit. Überall wohin man blickte, hemmten hohe düstere Mauern jede freundliche Aussicht, und traurig streckten einige Kastanienbäume, die auf dem Hofe gepflanzt waren, ihre dürren, sparsam belaubten Äste umher. Das Ganze hatte ein so melancholisches Ansehen, und die Abgeschiedenheit von allen Freuden der Welt sprach sich hier überall so deutlich aus, daß ich zurückbebte, wenn ich nur an die Möglichkeit dachte: hier — in dieser Wohnung des Jammers — vielleicht die schönsten Jahre meines Lebens vertrauern zu müssen.

Die Gefangenen selbst, waren zwar nicht so niedergeschlagen, als man es hätte erwarten sollen, denn die Gewohnheit hatte sie schon größtentheils mit ihrem harten Schicksale versöhnt; aber ihr kränkliches Aussehen verrieth doch deutlich genug, den innerlichen Kummer, der sie niederbeugte.

Das Unglück zieht die Menschen fester an einander, als es im Schooße des Glückes der Fall ist, und oft sind es bloß: gleiche Schicksale, die den Grund zu einem Freundschaftsbunde legen, der unter anderen Umständen gewiß nie wäre geschlossen worden. So ging es auch hier. Die Gefährten meines Unglücks schlossen sich sogleich an mich an, und suchten die Bekanntschaft des neuen Ankömmlings zu machen. Sie, die selbst des Trostes so sehr bedurften, um in ihrem Elende auszuharren, sprachen mir Muth ein, und kamen mir mit Freundschaft und Offenheit entgegen. Einer nach dem andern erzählte mir: wie lange er schon hier schmachte, und um welcher Ursachen willen man ihn seiner Freyheit beraubt habe. Ich staunte nicht wenig, als ich inne wurde: daß diese unglücklichen Dulder fast alle unschuldig, oder doch wenigstens um so geringfügiger Ursachen willen verhaftet worden waren, daß ich gar nicht begriff, wie man so grausam mit ihnen habe verfahren können. Ganz überrascht, hier so viele unschuldige Menschen bei einander anzutreffen,

hatte ich gar nicht den Muth, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und ihnen meine Fehltritte ebenfalls zu gestehen; denn ich fürchtete in diesem Falle: als der einzige Schuldige, unter so vielen schuldlosen Seelen, dazustehen.

Ich zog meinen Stuben-Kameraden bey Seite, und theilte ihm meine Besorgniß mit; dieser meinte jedoch: ich dürfe gerade nicht alles, was diese Leute erzählten, für strenge Wahrheit annehmen, denn es sey solchen Menschen einmal so an der Art, und in ihren Verhältnissen auch ganz natürlich, daß sie sich immer ganz frey von aller Schuld zu sprechen suchen.

Der junge Mann, mit dem ich in einem Zimmer wohnte — er nannte sich Frölich — bat mich auf den Abend sein Gast zu seyn, und wir nahmen in der Wohnung des Inspectors, und in Gesellschaft mit diesem jovialen Manne, eine recht artige Mahlzeit ein. Mein gefälliger Wirth schenkte mir fleißig ein, und suchte auf diese Art die Sorgen zu zerstreuen, die sich auf meiner Stirn gelagert hatten; aber

sein Bemühen war vergebens. Mir schmeckte heut' weder Essen noch Trinken, und die bange Erwartung über den Ausgang meines Schicksals, beschäftigte mich viel zu sehr, als daß ich hätte froh seyn können. Gegen Mitternacht begaben wir uns endlich zur Ruhe, und ich konnte nun ungestört über die Begebenheiten des heutigen Tages nachdenken.

Wenn ich überlegte, wie wenig die Gefangenen, ihrer Aussage nach, verbrechen hatten, die um und neben mir eingekerkert saßen, so zitterte ich vor der Zukunft, und glaubte, von Gewissensbissen gefoltert, einen großen Verbrecher in mir zu erblicken. „Du bist," sprach ich zu mir selbst, „von klein auf, ein verstockter Lügner gewesen; hast ein[illegible]schuldiges [illegible]verführt; hast deine Kleidungsstücke verkauft, und bist im Begriff gewesen, heimlich davon zu laufen. Wie wird es dir ergehen, wenn alle diese Gräuelthaten an den Tag kommen?" —

Ich sann die ganze Nacht über hin und her, wie ich bey dem Verhör meine Vergehungen verschweigen, oder doch wenigstens so vorstellen

könnte, daß ſie verzeihlich erſchienen, und ſchlief, von Müdigkeit überwältigt, endlich ein, als ſchon der Tag zu dämmern begann.

Siebzehntes Kapitel.

Fängt mit einem böſen Traume an, und endet mit Genickſtößen.

Aber die bangen Sorgen, mit denen ich wachend kämpfte, beſchäftigten meine Phantaſie auch im Schlummer, und erzeugten ſchwere Träume, die mich unaufhörlich folterten. Ich lag — ſo ſchien mir's — in einem unterirdiſchen Kerker, auf halb verfaultem Stroh, und war an Händen und Füßen mit ſchweren Ketten belaſtet. Verpeſtete Luft umgab mich, Molche und Schlangen, und nie geſehene ſcheußliche Geſtalten, ziſchten mir aus allen Winkeln des verfallenen Gemäuers entgegen. Man riß mich vom

vom Lager empor, und ſchleppte mich, bey dem Schein einer Fackel, durch lange unterirdiſche Gänge, bis in einen Saal, wo eine zahlreiche Verſammlung meiner wartete. Furchtbar und ernſt, gleich den Richtern der Hölle, war das Anſehen der Männer, vor deren Schranken ich jetzt erſcheinen mußte, um mein Urtheil zu empfangen. Mit herabhängenden ſchneeweißen Bärten, und in ſchwarze Gewänder gehüllt, ſaßen ſie da, und es herrſchte eine ſchauerliche Stille, als einer von ihnen das Wort nahm, und mit furchtbarer Stimme das Todesurtheil über mich ausſprach.

Ich ſank bewußtlos zu Boden, und als ich wieder zu mir ſelbſt kam, befand ich mich ſchon auf dem Wege zum Richtplatze. Eine zahlreiche militäriſche Bedeckung umgab mich, und das Volk folgte mir in großen Haufen bis zum Hochgericht, das mit den Schauder erweckenden Überreſten unglücklicher Schlachtopfer umgeben, mir aus der Ferne entgegenſchimmerte. Krächzende Raben ſchwärmten um mich herum, und ſchienen ſich ſchon um die Mahlzeit zu balgen, die ſie

auf meinem Leichnam zu halten gedachten. Einer von ihnen, der besonders hungrig seyn mochte, attaquirte mich sogar bey lebendigem Leibe, und hackte mir im Vorbeyfliegen das rechte Ohr ab.

Mit bebenden Knieen bestieg ich den Rabenstein, und sahe mit Entsetzen das furchtbare Rad über meinem Haupte schweben. Ich schrie laut auf, und fühlte mich plötzlich so heftig gerüttelt, daß ich aus dem Schlaf erwachte. Es war schon heller Morgen, und mein Stubengenosse stand vor mir. Er hatte mich aufgeweckt, weil er aus meinem ängstlichen Schreyen, auf böse Träume schloß, von denen ich geängstiget würde.

Einige Stunden nachher ward ich zum Verhör abgerufen. In der Voraussetzung, daß ich der junge Mensch wirklich sey, dessen Signalement an alle Thore verschickt worden war, fand sich auch der Mann ein, der die Uhr eingebüßt, und deshalb die Hülfe der Polizey nachgesucht hatte. Dieser erklärte aber sogleich: daß ich derjenige nicht sey, auf dessen Arrestirung er

ngetragen habe, und ich wurde auf dieſe Art
on einem Verdachte befreyet, der bis dahin
uf mir geruhet, und zu meiner Verhaftung ein-
g und allein die Veranlaſſung gegeben hatte.
Man ließ mich aber demungeachtet nicht ſogleich
s, weil ſowohl die auſſerordentliche Verlegen-
eit, die ich während meines Arreſtes blicken
eß, als auch beſonders das Geld, welches man
meinen Kleidern eingenähet fand, vermuthen
ßen: daß ich mich vielleicht eines anderen
ergehens ſchuldig gemacht haben könne. Ich
urde daher ſehr ſtrenge verhört, und da die
rren Criminalräthe das Examiniren beſſer ver-
nden, als geſtern der Herr Lieutenant, ſo hielt
es nicht für rathſam, ihnen Winkelzüge vor-
machen, ſondern geſtand alles, wie es ſich
rklich zugetragen hatte. Um ſich von der
ahrheit deſſen zu überzeugen, was ich zu mei-
r Rechtfertigung anführte, ließ man noch
inen geweſenen Lehrherrn, den Kaufmann
chweiger holen, und erſt als dieſer meine
ſage beſtätigte, ward ich wieder für frey
lärt, und erhielt auch die mir geſtern abge-

nommene Summe Geldes zurück, von der man bloß einige Thaler für Kosten abzog.

Ich eilte noch einmal in meine Gefängnißstube zurück, nahm von meinem Freunde Frölich Abschied, und wollte dann für immer diese Wohnung des Jammers verlassen. Meinen Plan hatte ich in aller Eile entworfen, und war entschlossen: nicht in das Haus meiner Eltern zurück zu kehren, sondern auf der Stelle noch einen Versuch zu wagen, ob ich nicht zur Stadt hinaus kommen könnte. Aber mein Project wurde ganz unvermuthet vereitelt; denn als ich mich dem Herrn Inspector empfahl, und nun forteilen wollte, wurde ich zu meinem nicht geringen Erstaunen gewahr, daß ein Polizeydiener Anstalt machte, mit mir zu gehen. Ich erschrak, und fragte ganz betroffen nach der Ursache dieser Maßregel. Der Polizeydiener erklärte mir hierauf: er habe den Auftrag, mich meinen Eltern förmlich zu überliefern, und solle ihnen zugleich anzeigen, daß ich Willens gewesen sey, davon zu laufen; daher sie denn von Polizey wegen hierauf aufmerksam gemacht,

und gewarnt würden, mich nicht ohne die gehörige Aufsicht zu lassen.

Dies nicht vorhergesehene Ereigniß, schlug mich ganz zu Boden, und wenn ich an den Empfang dachte, den ich, nach allem was vorgefallen war, von meinem Vater erwarten mußte, so würde ich gewiß lieber in den Kerker, als zu ihm zurück gekehrt seyn, wenn mir eine solche Wahl frey gestanden hätte.

Als ich in dem Hause meiner Eltern angekommen war, erfuhr ich jedoch, zu meiner nicht geringen Freude: daß der Vater schon seit einigen Tagen verreist war, und erst in der kommenden Woche zurück erwartet wurde. Ich hatte also doch wenigstens die Aussicht: meine Haut noch eine Zeit lang in heilem Zustande zu erhalten, und das beruhigte mich wenigstens für den Augenblick in etwas.

Meine Stiefmutter empfing mich. Seit geraumer Zeit hatte ich sie nicht gesehen, und würde auch gern noch länger auf dies Vergnügen Verzicht geleistet haben, wenn es unter den damaligen Umständen nur möglich gewesen wäre.

Der erſte Blick den ſie mir zuwarf, prophezeihete ſchon nichts Gutes, und wenn gleich, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, auf eine lange Abweſenheit, ein recht herzlicher Empfang zu folgen pflegt, ſo war doch meine Frau Stiefmama weit entfernt, über das Wiederſehen meiner Perſon, einige Freude zu empfinden; vielmehr konnte man es ihr anſehen: daß ſie dem Herrn Polizey-Director die Vorſorge, mit der er mich in ihre Arme zurück ſandte — wenig Dank wußte. Das geringe Trinkgeld, welches ſie dem Polizeydiener reichte, der ſich ſeines Auftrags mit der größten Pünctlichkeit entledigte, bewies ebenfalls: daß ſie durch meine Rückkehr nichts weniger als angenehm überraſcht werden war, und ich konnte mir mithin nicht viel Nachſicht von ihr verſprechen.

Die Frau Stiefmutter hatte übrigens ſchon geſtern von der Madam Schweiger einen Beſuch erhalten, und alles haarklein erfahren, was mit mir vorgefallen war. Da ich mich nun, ſeit meiner Entlaſſung aus dem Schweigerſchen Hauſe, noch gar nicht bey ihr hatte ſehen laſſen, ſo

vermuthete sie wahrscheinlich schon: daß ich wohl in die weite Welt gegangen seyn würde, und mochte keine geringe Freude darüber empfunden haben, mich für immer los geworden zu seyn. Mein Wiedererscheinen konnte daher nicht anders als unangenehm auf sie wirken, und es war ganz natürlich, daß sie ihren Unmuth gegen mich ausließ, sobald sich nur der Polizeydiener entfernt hatte.

„Eine schöne Aufführung!" sagte sie, als sich mit ihr allein war, und ging dabey mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. „Saubere Sächelchen sind mir von ihm zu Ohren gekommen, er großer, ungerathener Bengel! Schämen muß man sich, bey solch' einer liederlichen Range, Mutterstelle zu vertreten!"

Diese Worte waren von einem so derben Genickstoß begleitet worden, daß ich einige Schritte weit auf die Seite taumelte.

„So weit hat er's doch endlich gebracht," fuhr sie fort, „daß ihn sein Lehrherr fortjagen, und die Polizey wie einen Vagabunden aufgreifen und zurück bringen mußte!"

Ihre ſtiefmütterliche Rechte, ſchickte ſich abermals an, mir einen Streich zu verſetzen und ich ſuchte mich, mit meinen vorgehaltenen Händen, gegen die etwannigen Exploſionen ihres Zorns, zu decken.

„Vor mir braucht er ſich nicht zu fürchten," ſagte ſie hierauf und zog die ſchlagfertige Hand zurück, „denn ich werde ihn nicht anrühren. Die Stadt ſoll von mir gewiß nicht ſagen können, daß ich eine böſe Stiefmutter bin!"

Dieſer Verſicherung ungeachtet, konnte ſie ſich dennoch nicht enthalten, mir einen zweyten Genickſtoß zu verſetzen, der an Güte und Nachdruck, dem vorigen nichts nachgab.

„Aber wenn der Vater zurück kommt," fuhr ſie fort und ihr Geſicht heiterte ſich zuſehends auf, „ſo darf er ſich nur auf eine Tracht Schläge gefaßt machen, wie er ſie noch in ſeinem Leben nicht bekommen hat!"

Bey dieſen Worten wollte ſie mir — vermuthlich als einen kleinen Vorſchmack, von der Prügelſuppe, die meiner wartete — eine kräfti-

Ohrfeige verſetzen; die ich jedoch ſo gut
ſparirte, daß ſie mit ihrer flachen Hand,
gen meinen ſpitzigen Ellenbogen traf und ſich
bſt den empfindlichſten Schmerz verurſachte.

„Fort! — mir aus den Augen!“ ſchrie ſie
ühend, „und laß er ſich nicht wieder vor mir
en! Bey Waſſer und Brod ſoll er ſitzen,
ſein Vater nach Hauſe kommt! Gleich auf
n Zimmer! — fort!“

Ich eilte nach meiner Stube, fand jedoch
Thür verſchloſſen und mußte warten, bis
ine Frau Stiefmama, die mir folgte, die
eppe erſtiegen und mir eigenhändig aufge-
loſſen hatte. Sie befahl mir nun hinein zu
en und verſetzte mir — da ich dicht bey ihr
rbey mußte — einen dritten Genickſtoß, der
Nachdruck die beyden vorhergegangenen
ch übertraf; ſo daß ich bis mitten in die
ube taumelte. Die Thüre wurde hierauf
ter mir zugeſchlagen und ſorgfältig verſchloſ-
.

Achtzehntes Kapitel.

Der feuchteste Tag meines Lebens. Ich komme in die Verlegenheit, eine Satisfaction von ganz eigener Art geben zu müssen.

Ich war jetzt allein und hatte Muße genug, um Betrachtungen über mein Schicksal anstellen zu können. Aber wohin ich auch blickte — nirgends eröffnete sich mir eine frohe Aussicht in die Zukunft und bey dem Gedanken an die nahe Zurückkunft meines Vaters, füllte sich mein Auge mit Thränen und bange Seufzer entstiegen unwillkührlich der Brust. Die Angst meines Herzens war so groß, daß ich aufs andächtigste zu beten begann und das feyerliche Gelübde that: mich von Grund aus zu bessern, wenn ich nur dießmal mit einem blauen Auge davon käme.

Unter solchen erbaulichen Betrachtungen verstrich die Zeit und der Mittag rückte allmählig heran. Ich hatte starken Appetit und die Gerüche, welche aus der nahen Küche in mein

ſter zogen, vermehrten noch meine Eßluſt.
r die Zeit, in der bey uns zu Mittag gegeſſen
de, verſtrich und niemand erſchien, um den
gernden Gefangenen mit Speiſe und Trank
erſorgen. Man wird dir wohl, ſo dachte
den Abhub von der Tafel ſchicken wollen und
nußt ſchon noch etwas Geduld haben. Kurz
uf hörte ich auch wirklich jemand die Trep-
erauf kommen und meine Stubenthür auf-
ßen.

Aber wer denkt ſich mein Erſtaunen, als
alte Chriſtine hereintrat und ein großes
mit Waſſer in der einen und die Hälfte
ſchwarzen Commißbrods, in der andern
trug. „Iſt das alles, was für mich be-
nt iſt?“ rief ich der Kommenden traurig
gen. Sie erwiederte: daß ſie mir durch-
nichts weiter bringen dürfe; ſetzte jedoch
einem Troſt noch hinzu: ſie wolle ſehen,
e mir auf den Abend, ganz heimlich, et-
beſſeres zuſtecken könne. Ich dankte ihr
hren guten Willen und verzehrte einſtwei-

len, mit Grimm und bösem Muth, ein Stück von meinem schwarzen Brod.

Diese Gefangenkost wollte mir durchaus nicht munden und kam mir wirklich etwas unerwartet; denn wenn mir gleich meine ungnädige Frau Mama nichts anders verheißen hatte, so schmeichelte ich mir doch bisher mit der Hoffnung: sie werde mich schon deshalb besser speisen, um sich nicht das Prädicat einer bösen Stiefmutter zu verdienen.

Die alte Christine hielt wirklich Wort und brachte mir auf den Abend ein paar gebratene Leberwürste, die sie ihrem eigenen Munde abgedarbt hatte, um mein Schicksal zu erleichtern. Diese Gutmüthigkeit rührte mich in einem solchen Grade, daß ich in der ersten Aufwallung meines Gefühls, der alten Schachtel gerade um den Hals fiel. Sie zierte sich zwar ein wenig, mit ächt jungfräulicher Verschämtheit, schien es jedoch im geringsten nicht übel zu nehmen, daß ich einen Kuß auf ihre runzlige Wange gedrückt hatte und versorgte mich in den beyden Tagen meines Arrests, mit

m, was ſie nur herbey ſchaffen konnte, ſo
hlich, daß ich wirklich keine Noth litt. Auf-
em erfuhr ich auch durch ſie alles, was im
uſe vorging und um welche Zeit mein Vater
ntlich zurück erwartet wurde; ein Umſtand,
für mich ſehr wichtig war.

Unter andern erzählte ſie mir auch: es ſey
bereits der Auftrag gegeben worden, in das
hweigerſche Haus zu gehen und die Sa-
abzuholen, die ich dort zurück gelaſſen
e; kurz darauf wäre jedoch meiner Frau
efmama eingefallen: daß ich vielleicht, durch
rmittelung meines Vaters, von Schwei-
s wieder angenommen werden könnte und
Ausführung dieſes Befehls ſey daher noch
geſchoben worden. Hieraus zog ich nun
Schluß: meine Stiefmutter könne durchaus
ts davon wiſſen, daß ich, außer der Uhr,
noch den größten Theil meiner Kleidungs-
e verkauft hatte, und nun wurde mir es
klar, warum ſie ſich — ganz wider Erwar-
— mein baares Geld nicht hatte einhändi-
laſſen, welches gewiß geſchehen ſeyn würde,
n ſie dergleichen bey mir vermuthet hätte.

Nach einiger Ueberlegung fand ich jedoch dieſen Umſtand auch ganz natürlich; denn bey Schweigers hatte niemand darauf geachtet, daß ich einen Juden mit auf meine Stube nahm und demſelben alles, was ich auf der beſchloſſenen Flucht nicht mit mir nehmen konnte, verkaufte. Mithin konnte alſo auch Madam Schweiger nichts davon wiſſen und in unſerm Hauſe es nicht erzählen. Ich befürchtete aber nicht ohne Grund, daß beſonders dieſer Verkauf von Effecten — die, wenn ſie mit einem Male wieder angeſchafft werden ſollten, eine bedeutende Ausgabe veranlaſſen mußten — meine Eltern ganz ungemein aufbringen würde und je näher der Tag heran rückte, wo mein Vater zurück erwartet wurde, je mehr entſank mir der Muth. Daß Gott übrigens kein Wunder thun und mich frommer Gelübde halber, vor den wohl verdienten Schlägen ſchützen würde, die ich zu erwarten hatte — das ſahe ich wohl ein und fing daher aufs neue an, Plane zur Flucht zu entwerfen.

Es war an dem Morgen des dritten Tages

d die Sonne ging eben auf, als ich dieſen
ſchluß faßte, und ich ſprang ſogleich aus
n Bette, um zu ſehen: ob es denn gar nicht
glich ſey, durch das Fenſter zu entkommen.
ein Zimmer war im zweyten Stockwerk und
te die Ausſicht in den Garten. Mit Hülfe
es Stricks, würde ich mich allenfalls aus
n Fenſter haben hinab laſſen können; da mir
ch ein ſolcher mangelte, ſo mußte ich auf
as anderes denken. Ich verfiel auf die Idee,
h zu dieſem Behuf meines Bettlakens zu
ienen und berechnete die Länge deſſelben,
bdem ich es ſo viel als möglich gedehnt
e. Es ſchien mir, als ob man an demſel-
wohl ſo tief würde hinab kommen können,
ſich nach einem mäßigen Sprunge, der Bo-
erreichen ließe und ich traf daher auf der
lle alle Anſtalten zur Flucht.

Außer den Kleidungsſtücken, die ich anhat-
nahm ich nichts, als meinen Vorrath von
mit mir, machte mich dann in Gottes Na-
auf den Weg und kam auch unverſehrt auf
em Boden an.

Um nun auf die Straße zu gelangen, mußte ich — da es noch sehr früh am Tage und das Haus verschloßen war — über mehrere Zäune der benachbarten Gärten klettern, bis daß ich endlich in einem Quergäßchen heraus kam, welches zwey Straßen mit einander verband und unmittelbar von Gartenzäunen begrenzt wurde. Ohne große Schwierigkeiten hatte ich jedoch auch dieses Hinderniß überwunden und eilte nun das Thor zu erreichen.

Wirklich schien es als ob heut' alle Umstände zusammen träfen, um meine Flucht zu begünstigen und mir unangefochten aus der Stadt zu helfen. Die Garnison des Orts sollte nemlich die Musterung passiren und marschirte eben zum Thore hinaus. Ich benutzte diesen Umstand, mischte mich unter die Zuschauer, welche den Regimentern folgten und entging auf diese Art dem so gefürchteten Examen der Thorwache.

Kein Vogel, der Gelegenheit fand aus dem Käfich zu entfliehen, kann so froh seyn, wie ich es damals war, da nunmehr die Stadt, und alle

le Leiden die mich in derſelben betroffen hat
n und noch zu treffen droheten, hinter mir
gen. Ich lief, als ob mir der Kopf brennte
d wagte es gar nicht, zurück zu ſehen; denn
mer fürchtete ich, daß mich die Thorwache,
e neulich, wieder zurück rufen würde. Erſt
chdem ich wohl eine halbe Stunde lang raſch
t getrabt hatte, glaubte ich mich ſicher und
g an langſamer zu gehen.

Die Landſtraße führte durch eine kleine
de und jenſeit derſelben, breitete ſich eine
ße Ebene aus, in welcher die Truppen ſich
ſtellten. Da es jedoch heut' auf dieſem We-
ſehr lebhaft war und die ganze Gegend von
wohnern der Stadt wimmelte, die nach der
ſterung gingen, ſo fürchtete ich Bekannten
egegnen und beſchloß: mich in einem abge-
nen Theile des Dickichts, ſo lange verborgen
alten, bis die Revüe vorüber ſeyn würde
ich meine Reiſe unbemerkt fortſetzen könnte.
wählte mir daher ein ſchattiges Plätzchen,
mich ins weiche Gras und fing an mein
ſtück zu verzehren, welches in einigen

Semmeln und in einer Knackwurst bestand, die ich unterweges von einer Marketenderin gekauft hatte.

Der Morgen war einer der schönsten, die ich je erlebte; kein Wölkchen trübte den Horizont, so weit das Auge reichte; ganze Scharen munterer Vögel flatterten in den Gesträuchen umher und schienen dem Schöpfer mit lautem Gesang, für das Geschenk ihres Daseyns zu danken. Zum ersten Male, seit langer Zeit, fühlte ich mich unbeschreiblich glücklich. Der Gedanke: ganz frey und unabhängig zu seyn — ein Glück, nach welchem ich schon so lange, wiewohl vergebens gestrebt hatte, — berauschte mich und rosenfarbene Bilder einer glücklichen Zukunft umgaukelten meine Phantasie. Mit Betrachtungen der Art beschäftigt, schlief ich unvermerkt ein.

Bis gegen Mittag mochte ich ungefähr geschlummert haben, als mich ein starker Donnerschlag erweckte. Die ganze Natur schien plötzlich mit sich selbst in einen Kampf gerathen zu seyn. Der Vögel melodischer Gesang, der mich

bezaubert hatte, war nun verſtummt und eine ſchauerliche Stille herrſchte um mich her, die nur von Zeit zu Zeit, durch das Heulen des Sturmwindes unterbrochen wurde. Der ganze Horizont, der vorher wie ein azurblauer Teppich über mir ſchwebte, war itzt mit ſchwarzem Gewölk überzogen und furchtbare Gewitter zogen von allen Seiten herauf. Ich raffte mich erſchrocken vom Boden auf und eilte einen großen Eichbaum zu erreichen. Die belaubten Äſte deſſelben, ſollten mich vor dem Platzregen ſchützen, deſſen Nähe ſchon einzelne große Tropfen verkündigten und der auch bald in Strömen herab ſchoß. Ein Blitz folgte nun auf den andern und furchtbar rollte der Donner ihnen nach; während der Sturmwind die ſtärkſten Bäume entwurzelte und zu Boden warf. Die Eiche, deren Schutz ich mich anvertrauet hatte, konnte nur auf kurze Zeit den heftigen Regen von mir abhalten und ließ bald ſo bedeutende Maſſen von Waſſer auf mich herab fallen, daß ich für rathſam fand, dieſen Zufluchtsort zu verlaſſen. Es blieb mir nun nichts weiter übrig,

als mitten im ſtärkſten Platzregen, meinen Weg nach dem nächſten Dorfe fortzuſetzen, das noch gegen drey Viertel Meile entfernt lag. Noch nie hatte mich ein Regenguß ſo durchnäßt, wie es heute der Fall war, und ich konnte daher dieſen Tag mit Recht: **den feuchteſten meines Lebens** nennen.

Triefend erreichte ich endlich das Dorf und ging in den Krug, um mir ein Mittageſſen zu beſtellen. Die Gaſtſtube wimmelte aber von Menſchen und da ich allein zu ſeyn wünſchte, ſo ließ ich mir die Speiſen in ein anderes Zimmer bringen, das zu der Wohnung des Wirth's gehörte und jenſeits der Hausflur lag. Ich hatte den beſten Appetit von der Welt, aber die naſſe Kleidung, in der ich ſteckte, verſetzte mich in einen ſo unbehaglichen Zuſtand, daß mir kein Biſſen ſchmecken wollte. Dieſer Pein überdrüſſig, faßte ich ſchnell den Entſchluß, mich zu entkleiden. Ich verriegelte daher die Thür, um nicht überraſcht zu werden, ſteckte die Fenſtervorhänge zu und entledigte mich der naſſen Kleidung, die ich im Zimmer aufhing, um ſie

trocken werden zu laſſen. In puris naturalibus ſetzte ich mich nun wieder zu Tiſche und verzehrte den Reſt meiner Mahlzeit, der mir jetzt noch einmal ſo gut ſchmeckte, als zuvor. Ganz unerwartet öffnete ſich aber hinter mir eine Thür, die ich bis jetzt noch gar nicht bemerkt hatte und es trat jemand herein. Ich ſprang erſchrocken auf und ſtand mit einem Male vor einem Mädchen, das ſich über den Anblick einer nackten Mannsperſon nicht wenig entſetzte und mit einem lauten Schrey in das Zimmer zurück eilte, aus dem es gekommen war. Ich ging ihr nach, um die Thür hinter ihr zu verſchließen; das Mädchen aber, das ſich von mir verfolgt glaubte, riß kreiſchend ein Fenſter auf, ſprang durch daſſelbe in den Hof und lief in ſolcher Angſt davon, daß es die Miſtpfütze, die auf dem Hofe angelegt war, nicht ſahe, ſondern bis über die Ohren hinein fiel.

Das Frauenzimmer, dem ich ſo ganz unſchuldiger Weiſe dieſen Schrecken eingejagt hatte, war die Tochter eines Unterofficiers, die mit ihrem Vater — einem Gevatter des Schenk-

wirths — hier einen Beſuch abſtattete. Sie hatten beyde im Kruge zu Mittag gegeſſen und das Mädchen ſuchte ſich nach Tiſche ein ſtilles Plätzchen, um Mittagsruhe zu halten. In dieſer Abſicht hatte ſie ſich nun — noch ehe ich in dem Kruge anlangte — in jenes Nebenſtübchen begeben und ſchlief in demſelben ſo feſt, daß ſie von meiner Ankunft auch nicht das Mindeſte hörte. Die Stube, in welcher ich mich befand, war übrigens gar nicht für Gäſte beſtimmt und es konnte dem Mädchen durchaus nicht einfallen, daß ſie hier einen Fremden antreffen würde. Ihr Schrecken mußte daher um ſo größer ſeyn, als ſie nach geendetem Schlummer durch dieſe Stube zurückkehren wollte und eine unbekannte Mannsperſon ihr entgegen ſprang, die noch dazu ſo unbekleidet war, wie einſt Adam im Paradieſe.

Dieſer Vorfall machte viel Aufſehen im Kruge und ich hörte bald darauf, daß es drüben in der Gaſtſtube, ungewöhnlich laut zu werden anfing. Das Mädchen lief nemlich, ſo wie es aus der Miſtpfütze kam, zu ihrem Vater

und klagte ihm ihr Unglück. Dieſer, der ſich heut' eine Güte angethan hatte und ſchon ziemlich benebelt wär, glaubte die Ehre ſeiner Tochter ſey gekränkt worden und machte ſich ſogleich auf, um Rache dafür zu nehmen. Sporenſtreichs kam er zu mir herüber und da er mein Zimmer verſchloſſen fand, wollte er es mit Gewalt aufſprengen. Er lärmte wie ein Beſeſſener, ſchlug mit der geballten Fauſt gegen die Stubenthür und rief einmal über das andere: „aufgemacht! — aufgemacht! — ich verlange Satisfaction! eclatante Satisfaction!" —

Mir war bey der Sache gar nicht wohl zu Muthe, denn mit jedem Augenblicke fürchtete ich, daß die Thür — welche mir ohnehin von etwas wankelmüthigem Naturell zu ſeyn ſchien — bey dem heftigen Andrange von Gewalt, nachgeben und aufſpringen würde; ein Fall, in welchem ich ohne Zweifel artig durchgefuchtelt worden wäre. Der Wirth ſchlug ſich aber bald ins Mittel und verſprach dem entrüſteten Unterofficier, eine Genugthuung zu verſchaffen, mit der er gewiß zufrieden ſeyn werde. Er ſchlepp-

te ihn halb mit Gewalt in die Gaſtſtube zurück und wandte ſich dann an mich, um den verdrießlichen Handel beyzulegen.

„Sie werden," ſagte er zu mir, „ſchon ein Übriges thun und dem alten Kerl etwas zum Beſten geben müſſen, wenn Sie Ruhe haben wollen."

Ich war ungemein froh, doch einen Ausweg zu ſehen, um aus der Verlegenheit zu kommen, in der ich mich befand und bat den Wirth um nähere Erklärung und um guten Rath.

„Je nun," fuhr er fort, „der alte Mann iſt dem Trunk im höchſten Grade ergeben und wenn Sie ein halbes Quart doppelten Kümmel ſpendiren wollen, ſo verwette ich meinen Kopf gegen einen Dudelſack, daß er auf der Stelle wieder Ihr beſter Freund wird!"

Mit Freuden willigte ich in dieſen Vorſchlag und hatte bald das Vergnügen zu hören: wie der Herr Sergeant, beym Genuß des wunderthätigen Kümmels, jubelte und meine Geſundheit ſo laut ausbrachte, daß das ganze Haus davon wiederhallte.

Nach einigen Stunden waren meine Kleider ſchon ziemlich trocken geworden, ſo daß ich ſie wieder anziehen, und meine Reiſe fortſetzen konnte. Ich trat noch einmal in die Gaſtſtube, um dem Wirth meine Zeche zu bezahlen, und der Herr Sergeant gab mir bey dieſer Gelegenheit, einen überzeugenden Beweis, daß er mit der ihm gegebenen Satisfaction, vollkommen zufrieden war. Er taumelte mir entgegen, reichte mir die Hand und ſagte lallend: es ſey ſchon alles vergeſſen und vergeben; er bäte nur: ihm ſein ungeſtümes Betragen nicht übel zu nehmen.

Unverzüglich verließ ich nun das Wirthshaus, weil ich noch gern vor Abend bey dem Bauer eintreffen wollte, der, wie ich glaubte, meine Kleidungsſtücke und Wäſche aufgehoben haben würde. Dieſe Sachen waren mir unentbehrlich, und ich eilte daher, ſie wieder in Empfang zu nehmen.

Neunzehntes Kapitel.

Ein sonderbarer Irrthum.

Ich erreichte meinen Zweck, und kam noch bey guter Zeit in dem Dorfe an, wo ich mein Eigenthum wieder zu finden hoffte. Als ich mich deshalb bey dem Bauer meldete, auf dessen Wagen ich, an dem Tage meiner verunglückten Flucht, die Schachtel versteckt hatte, war dieser ganz überrascht, endlich zu erfahren, wem die Sachen zugehörten, zu welchen er gekommen sey, ohne selbst zu wissen, wie. Nachdem er sich genug gewundert hatte, erzählte er mir: diese verwünschte Schachtel habe neulich das ganze Dorf in Bewegung und Unruhe gebracht, und ihm selbst keine geringe Angst verursacht.

Als nemlich Merten — so nannte sich der Bauer — an jenem Tage aus der Stadt zurück kam, und die Schachtel auf seinem Wagen fand, befiel ihn ein tödtlicher Schrecken; denn er glaubte nichts gewisser, als daß es ihm eben so gehe, wie es vor einiger Zeit seinem Gevatter

s, im benachbarten Dorfe, ergangen
Dieſem hatte man auch eine Schachtel
auf den Wagen geſetzt, und als er die-
nete, lag ein neugebornes Kind darin-
dem er nolens volens Vater ſeyn mußte,
ſich nicht in der ganzen Gegend für
Unmenſchen wollte ausſchreyen laſſen.
r Niclas war jedoch ein reicher Mann
e keine Kinder, ſo daß er wohl ein ſol-
erk der Barmherzigkeit üben, und ſich
ine Stufe zum Himmel erkaufen konnte.
n hingegen — ein armer Teufel, der
ben Würmchen nur mit Mühe ernähren
— hatte nicht Luſt, ſich das achte, auf
fatale Art aufbürden zu laſſen.
Schulze des Dorfs war wohlhabend,
te nur zwey Erben in die Welt geſetzt.
m trug Merten die Schachtel, und bat
s arme Würmchen doch an Kindes Statt
men, da ihm der Himmel nur zwey
beſcheret habe, und aller guten Dinge
ey ſeyn müßten.
r der Schulze wollte von dieſem Vor-

ſchlage nichts wiſſen, und fühlte durchaus keinen Beruf, die angetragene Vaterſchaft zu übernehmen. Er gab vielmehr dem armen Merten die Schachtel wieder zurück, und meinte: er möchte nur ſelbſt Vater zu dem Kinde ſeyn, das ihm der Himmel auf eine ſo wunderbare Art zugewendet habe. „Wo ſieben Kinder eſſen," ſagte er, „da wird auch wohl das achte noch ſatt werden, und überdies heißt es ja im Sprüchwort: je mehr Kinder, je mehr Segen!" —

Merten konnte ſich unmöglich entſchließen, die Schachtel wieder mitzunehmen, ſondern ſtellte ſie dem Schulzen auf die Ofenbank, und ging ſchnell fort. Der Schulze ſchickte ſie ihm aber ſogleich wieder ins Haus. Merten trug ſie abermals zu dem Schulzen, und dieſer ſchickte ſie ihm abermals zurück. Auf dieſe Art dauerte das Hin- und Herſchicken noch eine Zeit lang fort, und die Schachtel mußte wohl ſechs mal, von Merten zu dem Schulzen, und von dem Schulzen wieder zu Merten wandern.

Endlich entſchloß man ſich, die ganze Gemeinde zuſammen kommen zu laſſen, um ge-

nſchaftlich zu überlegen: was mit dem
ɔlein — denn daß ein ſolches wirklich in der
achtel ſey, ſchien beyden ganz mathematiſch
ß zu ſeyn — angefangen werden ſolle.

Dieſe Verſammlung hatte auch ſogleich in
Wohnung des Schulzen Statt. Ein jeder
eintretenden Bauern beſahe die Schachtel,
ſie auf, und that dann den Ausſpruch: es
: ein Kind darinnen liegen, denn ſie ſey
ɔe eben ſo groß, und eben ſo ſchwer, wie
in welcher Niclas den kleinen Peter ge-
en habe.

Dem Schulzen verging endlich die Geduld.
n, daß ein Kind darinnen iſt," ſagte er,
wiſſen wir längſt, und haben Euch bloß
mmen kommen laſſen, um zu hören: wer
Euch Luſt hat, Vater zu dem Findlinge zu
en?"

Die Bauern ſchüttelten bedenklich die Köpfe
kratzten ſich hinter den Ohren; aber keiner
Luſt, ſeine Familie ſo um nichts und wie-
ichts zu vermehren.

lls ſich ſolchergeſtalt Niemand meldete, ſo

nahm der Schulze noch einmal das Wort, und ſtellte der Gemeinde vor: wie edel und wahrhaft chriſtlich es ſey, ſich eines verlaſſenen Kindes anzunehmen, und wie der Segen des Himmels, ganz unfehlbar, ein ſolches Werk der Barmherzigkeit, tauſendfach vergelten werde. Aber ſein Bemühen war umſonſt.

„Wenn he ſo kleg reden kann," ſagte ein Bauer, der immer den Politicus ſpielte, „ſo kann he et jo man allene behollen; he brukt et ons je nich antoſchmeeren!"

Die Verlegenheit des Schulzen war nicht klein. Der Prediger — den er allenfalls noch hätte zu Hülfe rufen können, um den Bauern ihre Pflichten als Chriſten, näher ans Herz zu legen — wohnte gar nicht im Orte, und er war ſchon im Begriff, ſeine ganze Autorität zuſammen zu nehmen, und einen Machtſpruch in dieſer Sache zu thun, als der Juſtiz-Ammann aus der benachbarten Stadt, durch das Dorf gefahren kam. Die Bauern umringten ſogleich ſeinen Wagen, und baten ihn: ſich doch ihrer anzunehmen, und ihnen zu rathen, was ſie mit

m Findelkinde anfangen sollten, das dem ar-
Merten heimlich auf den Wagen gesetzt
den sey.

Der Justiz-Amtmann trat zu dem Schulzen
ie Stube, und wunderte sich, als er die
chtel — in welcher doch, der allgemeinen
cherung nach, das Kind liegen sollte —
versiegelt fand. Er befahl sogleich sie zu
n; aber keiner von den Bauern wollte sich
verstehen, sondern alle zogen sich bey die-
Zumuthung furchtsam zurück, weil sie sich
deten: daß derjenige von ihnen, der das
el zu erbrechen wagte, auch zu dem Kinde
r Vater seyn müssen. Der Justiz-Amt-
öffnete endlich selbst die Schachtel, und
nun der erstaunten Versammlung, daß sie
ihrer Vermuthung gewaltig geirrt hatte.
Bauern sperrten vor Verwunderung die
er weit auf, und Merten bezeigte nun
nem Male große Lust, die Schachtel, mit
was sie enthielt, nach sich zu nehmen, und
: daß ihm sämmtliche Sachen, als etwas
m der liebe Gott beschert habe, auch von
wegen zukämen.

Der Justiz-Amtmann war jedoch anderer Meinung. „Diese Schachtel," sagte er, „kann wohl gestohlen, und — wer weiß in welcher Absicht — auf den Wagen gesetzt worden seyn. Wir müßen daher abwarten, ob nicht dieserhalb eine Anzeige in den Zeitungen erscheint. Geschieht das, und wird dabey eine Belohnung ausgesetzt, so kann sich Merten diese geben lassen, und die Sachen abliefern; wo nicht, so muß nach einiger Zeit, durch die öffentlichen Blätter, ein Aufruf an den rechtmäßigen Eigenthümer dieser Effecten ergehen, und wenn auch dann in der bestimmten Frist sich Niemand meldet, so ist Merten erst befugt, die gefundenen Sachen als sein Eigenthum zu betrachten. Bis dahin kann sie der Schulze in Verwahrung nehmen, und darf sie nur dem ausliefern, der sich dazu wird gehörig legitimiren können.

Es wurde nun über sämmtliche, in der Schachtel vorgefundene Sachen, ein Verzeichniß aufgesetzt, und darnach alles dem Schulzen überliefert, um es so lange aufzuheben, bis der rechtmäßige Eigenthümer ausgemittelt seyn würde.

Nach-

Nachdem Merten diesen ganzen Vorgang ausführlich erzählt hatte, ging er mit mir zu dem vorerwähnten Schulzen, bey dem die Schachtel deponirt worden war, und ich erbat mir von demselben mein Eigenthum zurück. Dieser weigerte sich jedoch, und meinte: es könne wohl ein jeder kommen und sich für den Besitzer der vorgefundenen Sachen ausgeben; ich solle mich erst legitimiren. Das war nun nicht mehr wie billig, und ich that es auf der Stelle, indem ich sämmtliche Effecten, die in der Schachtel gewesen waren, Stück für Stück hernannte, und die Buchstaben angab, mit welchen die Wäsche gezeichnet war. Um übrigens nicht für einen Ausreißer gehalten zu werden, setzte ich noch hinzu: ich sey auf einer Fußreise begriffen, und habe jene Sachen, um der Bequemlichkeit willen, voraus geschickt.

Der Schulze schien jedoch noch immer Zweifel in die Aechtheit meiner Beweise zu setzen, und erst, nachdem ich ihm auch das Petschaft vorgezeigt hatte, mit welchem die Schachtel versiegelt gewesen war, und das ich an meiner

Uhrkette trug, entschloß er sich, mir die Sachen auszuliefern.

Als wir aber alles nach dem Verzeichnisse, welches der Herr Justiz-Amtmann aufgesetzt hatte, durchgingen, fand es sich, daß ein paar Beinkleider und ein paar Strümpfe fehlten. Der Schulze konnte das gar nicht begreifen, und durchsuchte das Spinde, in welchem die Schachtel gestanden hatte; seine Frau aber, die schon lange ängstlich in der Stube umher gegangen war, zog ihn auf die Seite, und sagte ihm etwas leise ins Ohr, worauf er sogleich heftig mit ihr zu zanken anfing. Die Sache konnte nicht verschwiegen bleiben, und führte endlich zu folgender Erklärung.

Der Frau Schulzin Erstgeborener, ein Bengel von achtzehn Jahren, war nemlich an diesem Tage auf ein benachbartes Dorf zum Kirmsfest gegangen, und da die Mutter ihr hoffnungsvolles Söhnchen — das ihr beyläufig gesagt, zum sprechen glich, das heißt: häßlich wie die Nacht war — gern so herrausputzen wollte, daß sich wo möglich alle Dirnen in ihn vergaffen soll-

ten, ſo ließ ſie ihn heimlich meine Beinkleider und Strümpfe anziehen, die mit den übrigen Sachen in ihrem Spinde aufbewahrt wurden. Sie hatte nicht geglaubt daß ihr Mann, von dieſer Benutzung des ihm anvertrauten Guts, etwas erfahren würde, denn ſchon am folgenden Tage ſollte alles wieder ganz ſtill an Ort und Stelle gelegt werden, und wirklich würde auch nie etwas davon zur Sprache gekommen ſeyn, wenn ich nicht ſo mal-à-propos erſchienen wäre, und mein Eigenthum, recht zur ungelegenſten Zeit, zurück gefordert hätte.

Die Schulzin befand ſich in keiner geringen Verlegenheit, denn ihr Mann lärmte fürchterlich, und ich ſtellte mich ebenfalls ſehr entrüſtet, und ſagte — um doch meinen Zorn mit wichtigen Gründen zu unterſtützen — daß ich nunmehr durch ihre Schuld verhindert würde, meine Reiſe ſogleich fortſetzen zu können. Die geängſtete Frau ſuchte mich zu beſänftigen, und meinte: ich würde ja wohl ſo viel nicht zu verſäumen haben. Hierin hatte ſie nun zwar vollkommen recht, denn jemand, der ſo wie ich da-

mals, ohne Zweck und Plan in die weite Welt geht, braucht gerade nicht mit seiner Zeit zu geizen, und hat allerdings keine Eile; aber das konnte ich denn doch unmöglich einräumen, und widersprach ihr daher sehr eifrig.

Endlich kam ein Vergleich unter uns zu Stande. Der Schulze mußte sich nemlich anheischig machen: mich bey sich aufzunehmen, und so lange unentgeltlich zu bewirthen, bis daß seine Frau im Stande seyn würde, mir die fehlenden Kleidungsstücke — und zwar aufs sauberste gewaschen — zu überliefern. Ich machte es dabey noch ausdrücklich zur Bedingung: daß es mir, so lange ich in seinem Hause sey, durchaus an nichts fehlen dürfe, und die Frau Schulzin mußte sich sogleich anschicken, mir ein gutes Abendessen zu bereiten.

Auf den Abend sollte Christian — so nannte sich der Sohn vom Hause — zurück kommen; aber man wartete die ganze Nacht über vergebens auf ihn. Erst am folgenden Morgen langte er an, und — o Himmel! — in welchem Zustande sahe ich meine Kleidungsstücke wieder.

Christian hatte nemlich bis Mitternacht in der Schenke des benachbarten Dorfs getanzt, und wollte nun, um recht bald nach Hause zu kommen, den kürzesten Weg einschlagen, der seitwärts der Landstraße über die Wiesen führte. In der Dunkelheit verfehlte er aber den Fußsteig, und verirrte sich so, daß er sich erst gegen Morgen nach Hause finden konnte, nachdem er die ganze Nacht über umher gelaufen war, und oft bis über die Knie in Sümpfen und Moräsien gesteckt hatte. Ich fing gewaltig an zu lärmen, da ich mein Eigenthum so übel zugerichtet sahe, und auch die Frau Schulzin gerieth dergestalt in Eifer, daß sie ihren Erstgebornen: ein dummes Rindvieh nannte. Um mich zufrieden zu stellen, versprach Sie mir, wenn ich abreisen würde, noch eine geräucherte Ochsenzunge mit auf den Weg zu geben, und diese Zusicherung beruhigte mich auf der Stelle, denn ich aß dergleichen geräucherte Sachen für mein Leben gern.

Am folgenden Tage empfing ich von der Frau Schulzin meine Kleidungsstücke, so wie

auch die verſprochene Ochſenzunge, und ich machte mich nunmehr auch ſogleich reiſefertig.' Bey dieſer Zurüſtung wurde ich aber gewahr, daß mir, zur möglichſt bequemen Fortſetzung meiner Fußreiſe, noch etwas mangelte, woran ich bisher gar nicht gedacht hatte; nemlich ein leichtes Felleiſen. Unmöglich konnte ich alle meine Effecten in der Schachtel mit mir herum tragen, in welcher ſie bisher eingepackt geweſen waren, ſondern mußte auf etwas anderes denken. Der Zufall half mir auch glücklich aus der Verlegenheit. Es wohnte nemlich ein Bauer im Dorfe, der Soldat geweſen war, und im letzten Feldzuge Gewehr und Waffen, und alles was dem Fürſten zugehörte, eingebüßt, dagegen aber den Torniſter, der ſein Eigenthum enthielt, wohlbehalten nach Hauſe gebracht hatte. Beſagter Torniſter, hing nun unbenutzt in ſeiner Kammer, und er ließ mir denſelben um einen billigen Preis ab, da er ſonſt doch nur eine Beute der Würmer und Motten würde geworden ſeyn.

Jetzt packte ich alle meine Habſeligkeiten zu-

ſammen, ſchwang meinen Torniſter auf den Rücken, nahm einen Wanderſtab in die Hand und reiſ'te frohen Muthes weiter, nachdem ich dem armen Merten, für die ihm neulich verurſachte Unruhe, noch ein kleines Geſchenk gemacht hatte.

Zwanzigſtes Kapitel.

Wie es mir mit der Ochſenzunge erging. — Ich werde en passant in den Adelſtand erhoben und mache eine neue Bekanntſchaft, von der ich mich endlich nur durch einen gewagten Sprung wieder befreyen kann.

Mein Weg führte mich bald durch Feld und Wald, bald bey Seen und freundlichen Viehweiden vorüber, und dieſe immerwährende Veränderung von Umgebungen und Naturſchönheiten, weckte die heiterſte Gemüthsſtimmung in mir. Ich fing nun an einen Plan für die Zukunft zu entwerfen und beſchloß: ſo lange als

möglich umher zu reiſen und mich erſt dann um einen Broderwerb zu bemühen, wenn meine ganze Barſchaft aufgezehrt ſeyn würde. In dieſem Falle wollte ich mich bey einem Advocaten als Schreiber verdingen, oder ein ähnliches Unterkommen ſuchen; einige Jahre hindurch recht fleißig arbeiten und mir von meinem Verdienſt eine Summe Geldes erſparen, die mich dann wieder in den Stand ſetzen ſollte, eine ähnliche Fußreiſe zu unternehmen. Ich nahm mir ferner vor: ſo ökonomiſch als möglich zu leben, damit ich nicht ſo bald nöthig hätte, mich irgendwo zu fixiren und begnügte mich auch für heute mit einem ſehr frugalen Mittagsbrod, das ich in einer elenden Dorfſchenke einnahm. Deſto beſſer wollte ich mich aber auf den Abend pflegen, wo ich ein gutes Wirthshaus zu erreichen und bey einem erquickenden Trunk, meine Ochſenzunge zu verzehren hoffte.

Gleich nach dem Eſſen machte ich mich wieder auf den Weg. Aber die Sonne brannte unerträglich heiß und mein Bündel, wenn gleich nicht ſchwer, wurde mir doch auf die Länge

läſtig. Ich entſchloß mich daher noch ein Stündchen zu ruhen und dann neu geſtärkt meine Reiſe fortzuſetzen. Es fand ſich auch bald ein ſchicklicher Ort, wo ich mich lagern und meinen Vorſatz ausführen konnte.

In der Nähe eines kleinen Fluſſes, deſſen Ufer mit Gras bewachſen waren, hatten freundliche Erlenbüſche eine natürliche Laube gebildet, in deren erquickenden Schatten ich mich nieder warf. Mit dem Kopfe auf meinem Torniſter ruhend, konnte ich die ganze Gegend überſehen, die ſich in üppiger Pracht, wie eine ſchön gemalte Landſchaft, vor mir ausbreitete. Zu meinen Füßen erblickte ich die ſpiegelglatte Fläche des Baches, der ſanft zwiſchen Wieſen dahin floß und jenſeits deſſelben war eine Bleiche angelegt, auf welcher geſchäftige Arbeiter die ſchneeweiſſen Waaren benetzten. Ein leiſer Wind wehete vom jenſeitigen Ufer herüber, in deſſen angenehmer Kühle ich ſanft entſchlummerte.

Eine halbe Stunde mochte ich ungefähr geruhet haben, als mein Kopf ſo unſanft auf den

Boden fiel, daß ich erwachte. Ich ſahe mich um und vermißte ſogleich den Torniſter, auf welchem ich bis jetzt geruhet hatte. Erſchrocken raffte ich mich vom Boden auf und erblickte nun einen großen Hund, der mein ganzes Reiſebündel — um der Ochſenzunge willen, die auf demſelben befeſtiget war — mit ſich fortſchleppte. Ohne Zeitverluſt ergriff ich meinen Wanderſtab und verfolgte den Räuber, um ihm das mir entwendete Eigenthum wieder abzujagen.

Leicht wurde es mir den Hund einzuholen, da ihn die Bürde, die er mit ſich ſchleppte, am ſchnellen Laufen hinderte; doch half das wenig, denn als er ſahe, daß ich Miene machte ihn anzugreifen, ſo ließ er ſeinen Raub fallen, ſprang mit lautem Gebell herzhaft auf mich zu und wies mir zwey Reihen Zähne, die mich augenblicklich beſtimmten, Linksum zu machen. Da es nicht in dem Plane des Feindes lag, mich zu verfolgen, ſo konnte ich bald wieder Halt machen und mit trockenem Munde aus der Ferne zuſehen, wie der Sieger den mir geraubten

ckerbiſſen verzehrte. Dies verdrießliche Schau-
iel dauerte jedoch nur wenige Minuten; denn
ehr Zeit gebrauchte der Hund nicht, um die
nze Zunge hinein zu ſchlingen. Als er geen-
t hatte, beleckte er ſich noch eine Zeit lang
ht behaglich die Umgebungen ſeines geräumi-
n Rachens, beſchnüffelte dann den Torniſter
n allen Seiten und da ihm dieſer nichts In-
eſſantes mehr zu enthalten ſchien, ſo ließ er
t verächtlich liegen und ging über ein kleines
rückchen wieder über den Fluß und nach der
leiche zurück, von woher er gekommen war.
rdrießlich warf ich mein Reiſebündel auf den
icken und ſetzte meinen Stab weiter.

Ohne daß mir etwas begegnete, das der
fzeichnung werth wäre, erreichte ich gegen
end das Wirthshaus, in welchem ich über-
hten wollte; fand jedoch daſelbſt nicht die
e Aufnahme, die ich erwartet hatte. Der
rth pflegte nemlich nur ſolche Reiſende
undlich zu empfangen, von denen er er-
rten durfte, daß ſie viel verzehren würden
da er mich zu Fuß ankommen und mein

Bündel selbst tragen sahe, so konnte er von meinem Cassenzustande freylich nicht die vortheilhafteste Meinung bekommen. Die Folge davon war, daß er mich ziemlich geringschätzend behandelte und mir nicht undeutlich zu verstehen gab: es sey ihm wenig daran gelegen, ob ich in seinem Hause übernachten, oder noch heute meines Weges weiter ziehen wolle. Ich errieth bald den Grund dieses unartigen Betragens und mein Stolz fühlte sich so empfindlich gekränkt, daß ich mir das Vergnügen unmöglich versagen konnte, einmal den großen Herrn zu spielen. Ich ging daher mit stolzen Schritten im Zimmer auf und ab, warf die Nase empor und forderte ziemlich trotzig eine Flasche guten Wein. Der Wirth horchte hoch auf und betrachtete mich eine Zeit lang mit sichtbarer Verwunderung. Daß ein Fußreisender Wein bezahlen könne, schien ihm unglaublich vorzukommen und in seinen Mienen glaubte ich die Frage zu lesen: soll das etwa auf einen Geniestreich hinaus laufen? —

Ein Speciesthaler, den ich auf den Tisch

rk, belehrte ihn aber bald eines Beſſern
er eilte ſogleich zum Zimmer hinaus, um
Verlangte zu holen. Vorher im höchſten
ade einſylbig und finſter, war er nun mit ei-
n Male die Geſprächigkeit und Höflichkeit
eſt, gab mir unter vielen Bücklingen das
rige Geld auf den Speciesthaler heraus,
nte mich einmal über das andere: gnädiger
rr! und verſicherte: das beſte Zimmer im
uſe und alles was ich nur befehlen würde,
le mir zu Dienſten ſtehen.

Jetzt trat ein kleiner hagerer Mann herein,
ſen ganzes Weſen mir ſo ſonderbar vorkam,
ß ich anfangs gar nicht wußte, wofür ich ihn
lten ſollte. Er trug Schooßweſte und Bein-
ider von ſchwarzem Manchester, einen alten
abigen Ueberrock, friſirtes, mit einem runden
aarbeutel geſchmücktes Haar, einen dreyeckig-
n, ſeltſam geſtutzten Hut und ein kleines nach-
ſſig geknüpftes Bündel, das er über einen
rückſtock gehängt, auf der Schulter mit ſich
hrte, machte ſein ganzes Gepäck aus.

Ich weiß nicht ob der Wein, der vor mir

ſtand, ihn ſo allmächtig zu mir hinzog, oder ob meine Perſon ſelbſt ſo viel Anziehendes für ihn hatte, genug er ſetzte ſich ſogleich zu mir und machte auf der Stelle meine Bekanntſchaft. Kaum hatten wir ein paar Worte mit einander gewechſelt, ſo ſagte er ganz naiv: „erlauben Sie doch, lieber Freund! iſt denn der Wein in dieſem Wirthshauſe wohl zu genießen?“ — Bey dieſen Worten griff er nach meinem Glaſe, das gerade ganz gefüllt da ſtand, koſtete erſt einige Tropfen, die er mit angenommener Kennermiene langſam zwiſchen Gaumen und Zunge hindurch ſchlürfte, leerte hierauf das ganze Glas mit einem Zuge und that endlich den Ausſpruch: „je nun, ganz paſſabel; wiewohl ich ihn doch ſchon ungleich beſſer getrunken habe!“

Bey dieſen Worten machte der Wirth, der ſeinen Wein für den beſten des Univerſums ausgab, ein bitter böſes Geſicht; das geſprächige Männchen nahm aber durchaus keine Notiz davon, ſondern griff nach meiner Bouteille und ſchenkte ſogleich wieder ein, weil er — ſeiner

icherung nach — unter anderen Eigenheiten die an ſich habe: daß er durchaus kein Glas ſehen könne.

War mein Freund vorher ſchon redſelig ge-, ſo wurde er nun im höchſten Grade ge-ßig und es hatte ganz das Anſehen, als er Wein ſeine Zunge noch geläufiger ge- habe. Um dieſe Geſchmeidigkeit ſeiner möglichſt zu erhalten, leerte er denn mein Glas einmal über das andere und he ich mir es verſahe, mit den Worten: uben Sie gütigſt, lieber Freund!" ver- aber nie, es ſogleich wieder zu füllen. ſo bewandten Umſtänden wurde meine e in kurzer Zeit leer und ich konnte noch Glück ſagen, daß ich — ehe mein nunmeh- Freund angelangt war — doch wenigſtens Gläſer davon gekoſtet hatte; ſonſt würden uch dieſe ſchwerlich zu Theil geworden Dafür erfuhr ich nun aber auch, wer Männlein eigentlich war, das mir ſeine dſchaft ſo zuvorkommender Weiſe ſchenkte

und ſich bey dieſer Gelegenheit meinen Wein ſo treflich ſchmecken ließ.

„Mein Name," ſagte der Fremde, „iſt Luchs. Ich wohne in A**, einem nahrhaften Städtchen ſieben Meilen von hier belegen und bin ein Rechtsgelehrter. Vor Zeiten practizirte ich als Advocat in der Reſidenz, — aber wie es denn zu gehen pflegt — ich war den Herren zu klug, guckte ihnen in die Karte und brüllte gleich wie ein Löwe, wenn einer von ihnen in der Jurisprudenz einen Bock ſchoß, oder ſich wohl gar mit dem Gut von Wittwen und Waiſen bereichern wollte. Da wurden denn Kabalen gegen mich geſchmiedet und ich mußte endlich wohl unterliegen; denn viele Hunde ſind des Haſen Tod. Man erklärte mich für einen Quäkulanten, unterſagte mir Praxis und Aufenthalt in der Reſidenz und es blieb mir nichts weiter übrig, als mich nach A**, meiner Vaterſtadt zu begeben. Dort bin ich nun nicht bloß dem Namen nach, ſondern wirklich in der That: ein Luchs, und ſo wie dieſer auf den Bäumen lauert, ſo liege ich ebenfalls im Hinterhalt und paſſe

paſſe auf, wo etwa ein Proceß widerrechtlich
entſchieden oder ein Unerfahrener getreten wor-
den iſt. Habe ich etwas ausgewittert, ſo biete
ich der unterdrückten Partey meine Dienſte an
und trete gleich mit ſo kraftvollen Redensarten
in der Gerichtsſtube auf, daß die Herren Bür-
germeiſter und Conſorten vor Angſt die Köpfe
zuſammen ſtecken, wie die Schaafe beym Don-
nerwetter. Auf dieſe Art iſt es mir noch oft
geglückt, Proceſſe zu gewinnen, die ſchon allge-
mein für verloren gehalten wurden."

„Jetzt aber," fuhr er fort, „jetzt habe ich
eine Sache übernommen, bey der ich meinem
Auf die Krone der Unſterblichkeit zu erringen
denke. Dieß iſt eine Klage, die das K**ſche
Tuchmacher-Gewerk gegen den dortigen Ma-
giſtrat erhoben hat, der ſeine Gerechtſame
ſchmälert und ſich eine Autorität anmaßt, die
ihm gar nicht zuſteht. So will er zum Exem-
pel: die in den Statuten des Gewerks, und
zwar in den Paragraphen 5, 6 und 7, und wei-
ter unten in den Paragraphen 28, 36 und 49
enthaltenen Privilegien ganz aufheben, und die

in Paragrapho 25 und hernach in Paragrapho 46 angeführten Gerechtſame — welche doch von des hochſeligen Königs Majeſtät, mittelſt Cabinets-Ordre de dato den 15ten September 1751, zugeſtanden worden — nicht mehr länger geſtatten, weil ſie mit den jetzigen Zeitverhältniſſen unvereinbar wären."

„Aber eher ſoll Himmel und Erde untergehen, ehe ihm das gelingt! — Der Proceß wird in der Reſidenz geführt und iſt ſchon in zwey Inſtanzen verloren; aber jetzt habe ich eine Appellation aufgeſetzt [bey dieſen Worten ſchlug er auf ſeine rechte Rocktaſche, die von Papieren ſtrotzte] eine Appellation, Herr! — die Hand und Fuß hat und vor der jeder Juriſt, der das Ding verſteht, ehrerbietig den Hut abziehen muß. Damit bin ich nun auf dem Wege nach der Reſidenz und will den Herren vom Tribunal ſo die Köpfe zurecht ſetzen, daß ſie an mich denken ſollen. Schon vor Zeiten haben ſie mich einen Kettenhund genannt und nun werde ich ihnen zeigen, daß ich auch

der Verbannung das Bellen nicht ver-
rnt habe."

„Man hat mich zwar zu Hause gewarnt.
chs — hat man gesagt — Luchs, wir bit-
n euch um Gottes willen, nehmt euch in Acht;
agt euch nicht in die Residenz. Man wird
ch dort fest nehmen und in ein Loch stecken,
o euch weder Sonne noch Mond bescheint;
er ich habe nur dazu gelacht und wie Doctor
artin Luther, als er auf den Reichstag
ch Worms ging, gesagt: und wenn so
iele Teufel dort wären, als Ziegel
f dem Dache liegen, so gehe ich doch
n!" —

Unter diesen Reden war mein Freund mit
r Flasche schon so weit vorgerückt, daß er eben
s letzte Glas einschenkte. „Nun, da Ihnen
nn doch, wie ich sehe, der Wein nicht schmeckt"
sagte er — „und Sie durchaus nicht trinken
ellen, so muß ich schon ein Uebriges thun,
f daß des lieben Gottes Gabe nicht umkommt!"
d damit goß er auch noch den Rest in sich
ein.

Ich erwiederte etwas verdrießlich: daß er sich in seiner Vermuthung gewaltig irre, und daß ich gern noch getrunken haben würde, wenn er mich nur dazu hätte kommen lassen.

„Ey, das thut mir ja von Herzen leid" — sagte er — „aber warum haben Sie denn nicht zugelangt, es stand ja vor Ihnen. Indessen können wir uns helfen, und flugs noch eine zweyte Flasche mit einander ausstechen; da werden Sie die beste Gelegenheit haben nachzuholen, was Sie bey der ersten versäumen. Geschwind, Herr Wirth! geben Sie uns noch eine Flasche, und ein zweytes Glas."

Dieser Vorschlag hatte ganz meinen Beyfall, und ich dachte bey mir: hat er dich bey der ersten Flasche, die du bezahltest, geprellt, so willst du jetzt das Vergeltungsrecht üben, und ihm bey der zweyten, die er natürlich bezahlen muß, den Rang abzulaufen suchen. Aber so sehr ich mich auch bemühte, diesen Vorsatz auszuführen, so gelang es mir dennoch nicht; denn der juristische Klopffechter wußte sich so gewandt zu benehmen, daß ihm abermals, we-

gſtens zwey Drittheile des Weins zu Theil urden. Das was ich genoſſen hatte, war je- ch hinreichend geweſen, mir einen Rauſch zu ege zu bringen, der mich in die heiterſte timmung von der Welt verſetzte. Mein Freund ngegen blieb ſo nüchtern, als ob er noch gar chts zu ſich genommen hätte, und der Genuß es Weins brachte bey ihm keine andere Wir- ng hervor, als daß ſeine Naſe und ſeine bey- en Backenknochen, welche aus dem magern Ge- cht ungewöhnlich weit hervorragten, eine Far- e angenommen hatten, welche dem Violet ziem- ch nahe kam.

Er benutzte übrigens meinen Zuſtand, machte ich treuherzig, und wußte ſeine Fragen ſo ge- hickt einzurichten, daß er den Namen meiner amilie, das Geheimniß meiner Familie, und urz alles herausbrachte, was ſich mit mir zuge- ragen hatte. Wir verlebten den Abend ſehr ergnügt, nahmen eine gute Abendmahlzeit ein, ey welcher wieder einige Flaſchen Wein geleert urden, und begaben uns erſt ſpät in der Nacht ur Ruhe.

Den andern Morgen machte ich mir beym Erwachen die bitterſten Vorwürfe, daß ich mich hatte verleiten laſſen, ſo viel Geld zu verzehren; da dies nun aber nicht mehr zu ändern war, ſo faßte ich wenigſtens noch einmal den Entſchluß: mich von jetzt an deſto knapper zu behelfen, und mir nie wieder eine ſolche Verſchwendung zu Schulden kommen zu laſſen.

Mein Freund machte mir beym Frühſtücken den Vorſchlag: ob ich nicht mit ihm nach der Reſidenz reiſen wolle. Ein ſolcher Reiſegefährte, der ſo viel darauf gehen ließ, paßte jedoch nicht in den ökonomiſchen Plan, den ich mir für die Zukunft entworfen hatte. Ich machte daher eine Entſchuldigung, und erwiederte: daß ich über L** und S**, nach M** zu gehen entſchloſſen ſey.

„Je nun" — ſagte der Juriſt — „die Straße kann ich allenfalls auch einſchlagen. Zwar mache ich mir da einen Umweg von drey ſtarken Meilen, indeſſen in guter Geſellſchaft achtet man das nicht, und mit meiner Appellation komme ich doch noch zeitig genug an Ort

nd Stelle. Es bleibt alſo dabey: wir reiſen
nit einander!" —

Ich bat meinen Freund, ſich meinetwegen
e nicht zu geniren, aber er beſtand auf ſeinem
opfe, und ich mußte geſchehen laſſen, was nun
inmal nicht zu ändern war. Wir gingen in
ie Gaſtſtube hinab, um unſere Zeche richtig zu
nachen. Ich hatte noch etwas an meinem Rei-
ebündel zu ſchnallen, und als ich wieder auf-
lickte, war Herr Luchs nicht mehr im Zim-
ner. Dagegen trat mir der Wirth mit der
Rechnung entgegen, die nicht weniger als acht
Thl. und zwanzig Gr. betrug. Nachdem ich den
Betrag der Flaſche Wein, die mein Freund ge-
tern geben ließ, abgezogen, und darauf von der
anzen Summe die Hälfte bezahlt hatte, er-
lärte ich: daß mein Reiſegeſellſchafter das Ue-
rige entrichten werde. Zu meinem nicht gerin-
en Erſtaunen, ſagte mir aber der Wirth: der
ndere Herr ſey bereits vorausgegangen, und
abe ihn verſichert, ich würde alles berichtigen.

Anfänglich konnte ich gar nicht glauben,
aß ein Mann, der ſich der unterdrückten Un-

schuld immer so thätig angenommen, und Wittwen und Waisen zu dem Ihrigen verholfen haben wollte, fähig seyn könne, mir einen solchen Streich zu spielen. Und doch war es nicht anders, denn ich rief den Namen meines Freundes im ganzen Hause, so wie vor der Thüre und auf dem Hofe, vergebens; er war wirklich fort, und ich mußte, gern oder ungern, die ganze Zeche bezahlen.

Als ich mit Grimm und bösem Muth eine Zeit lang fortgewandert war, stand Herr Luchs auf einmal wieder vor mir. Ich machte ihm Vorwürfe, daß er sich so widerrechtlich aus dem Staube gemacht habe, und bestand darauf: er müsse mir das für ihn ausgelegte Geld wieder erstatten Davon wollte er aber durchaus nichts hören. „Ey, lieber Freund!" — so lautete seine Antwort — „Sie müssen das mit mir so genau nicht nehmen; denn sehen Sie, eine Hand wäscht die andere, und man kann nicht wissen, wo ich noch einmal Gelegenheit haben werde, Ihnen wieder zu dienen. Kein Mensch auf der Welt kann sagen: daß er vor Processen sicher

ſey, und die Freundſchaft eines geſchickten Rechtsgelehrten, iſt daher in jeder Hinſicht ein ſchätzenswerthes Gut, nach deſſen Beſitz eigentlich ein jeder trachten muß. Sollten Sie nun einmal in den Fall kommen, mit einer juriſtiſchen Fehde überzogen zu werden, ſo benutzen Sie meine Adreſſe, die ich Ihnen hiemit überreiche, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: Ihre Sache ſoll ſo geführt werden, daß Sie es gewiß nicht bereuen werden, einem armen Juriſten auf ſeiner Berufsreiſe fortgeholfen zu haben." —

Ich ſahe nun wohl, daß von dieſem Freunde nichts wieder zu erlangen war, und beſchloß, in Zukunft vorſichtiger zu Werke zu gehen, um mich vor ähnlichen Verluſten zu ſichern.

Gegen Mittag raſteten wir wieder in einem Kruge, und mein Reiſegefährte verfehlte nicht, eine ſehr gute Mahlzeit für uns zu beſtellen. Als wir dieſe eingenommen hatten, und uns wieder auf den Weg machen wollten, ſagte Herr Luchs zu dem Wirth, indem er auf mich deutete: „mein Freund dort, der unſere gemeinſchaftliche Caſſa bey ſich führt, wird alles berichtigen!"

Mit dieſen Worten wollte er das Zimmer verlaſſen, aber ich rief ihm nach: daß er nur bleiben und ſeine Zeche ſelbſt bezahlen ſolle. Hierauf kehrte er ſich um, trat mit glühendem Geſicht vor mich hin und flüſterte mir ins Ohr: „junger Menſch! wenn Sie ſich unterſtehen, mich zu proſtituiren, ſo laſſe ich Sie den Augenblick feſt nehmen, und ſchicke Sie Ihrem Vater zurück.“ Erſchrocken legte ich das Geld für uns beyde auf den Tiſch und eilte zum Zimmer hinaus.

War mein Reiſegeſellſchafter mir bisher bloß läſtig geweſen, ſo ſchien er mir jetzt wirklich gefährlich zu ſeyn, und ich verwünſchte den Augenblick, wo das Ungefähr mich mit ihm zuſammen geführt hatte. Erſt nach einigen Tagen wollte dieſer unverſchämte Freund, ſeiner Aeußerung nach, von mir ſcheiden, und es ließ ſich leicht berechnen, daß wenn ich mit ihm auf dieſem Fuß fort lebte, meine Barſchaft bis dahin nicht ausreichen würde. Ich ſtellte ihm das ganz freundſchaftlich vor, machte ihn mit dem Zuſtande meiner Caſſe bekannt, und bat ihn: in

den Wirthshäuſern, wo wir einkehrten, doch etwas genügſamer zu ſeyn, als bisher. Herr Luchs gab mir jedoch zur Antwort: er ſey einmal gewohnt gut zu leben, und könne ſich, beſonders auf Reiſen, nichts abgehen laſſen. „Ueberdies" — fuhr er fort — „haben Sie ja das Geld nicht ſo mühſam erworben, daß Sie Urſache hätten, damit zu geitzen!" —

Je mißmüthiger ich war, meinen ganzen Plan vereitelt zu ſehen, deſto fröhlicher war Herr Luchs. Er trieb die Unverſchämtheit ſo weit, daß er in dem Wirthshauſe, wo wir übernachten wollten, außer einem möglichſt guten Abendeſſen, auch noch Wein und Punſch beſtellte. Hierüber aufgebracht, genoß ich von den Speiſen wenig, vom Wein und Punſch aber gar nichts, und legte mich zeitig nieder. Mein Freund, weit entfernt mir zuzureden, daß ich ihm beym Trinken Geſellſchaft leiſten ſolle, that ſich nun ganz allein ſo gütlich, daß er erſt nach Mitternacht, völlig berauſcht, ins Bette ſank.

Kaum dämmerte der Morgen, ſo war ich

ſchon wieder munter, und ſahe, wie ein Todten ähnlicher Schlaf, eine Folge des geſtrigen Rauſches, meinen Reiſegefährten auf dem Lager feſt hielt. Plözlich fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: du ſollteſt dich, noch ehe er erwacht, aus dem Staube machen, und es ihm überlaſſen, die geſtrige Zeche allein zu bezahlen. Sogleich ſprang ich auf, zog mich ohne Geräuſch zu machen, an, warf mein Reiſebündel auf den Rükken, und wollte zum Zimmer hinaus; fand aber, zu meinem nicht geringen Erſtaunen, die Thür verſchloſſen. Sey es nun, daß der ſchlaue Herr Luchs auf den möglichen Fall meiner Entweichung gerechnet, und ſich auf dieſe Art ſicher geſtellt hatte, oder daß ein bloßes Ungefähr die Veranlaſſung geweſen war — genug die Thür war verſchloſſen, und der Schlüſſel im ganzen Zimmer nicht zu finden.

Unmuthig trat ich ans Fenſter, und erblickte gerade unter demſelben einen großen Berg Kiennadeln, die man erſt geſtern aus dem Walde geholt, und hier aufgehäuft hatte. Auf der Stelle faßte ich den Entſchluß, mich durch einen küh-

en Sprung zu retten. Ich wohnte im zwey-
en Stockwerk, doch war das Fenſter nicht hoch,
nd der Berg unter demſelben ragte ſo weit
mpor, daß der Sprung dadurch um die Hälfte
erkürzt wurde. Ueberdies mußten mich auch
ie Kiennadeln, die nur ganz locker hingeworfen
aren, wie ein weiches Bett auffangen, und es
ar keine Beſchädigung zu fürchten. Ich warf
aher ohne Bedenken meinen Torniſter voran,
nd wagte den Salto mortale, der mich für im-
er von meinem verhaßten Reiſegefährten be-
reyen ſollte.

Glück und Erfolg krönten meine Erwartung.
Ganz unbeſchädigt kam ich auf dem Hofe an,
letterte nun über ein Gitter in den Garten,
ief von da über das Feld, und eilte dem nahen
Walde zu, den ich auch, ohne von jemanden
bemerkt worden zu ſeyn, erreichte.

Nach einigen Stunden langte ich in einem
Dorfe an, und ſchlug von dort aus eine Straße
ein, auf der ich ſicher ſeyn konnte, dem Herrn
Fuchs nicht wieder zu begegnen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Nahrungssorgen. — Stoßseufzer eines unglücklichen Schneiders. Ein kleiner Mann bekleidet große Chargen. Ich finde ein Unterkommen.

Jetzt wanderte ich wieder frohen Muthes weiter, und lachte nicht ohne Schadenfreude, wenn ich mir die Verlegenheit vorstellte, in die meine Entweichung den Herrn Luchs nothwendig gebracht haben mußte. Diese Heiterkeit dauerte jedoch nicht lange, und wurde bald durch ernsthafte Betrachtungen verdrängt; die ich über mein weiteres Fortkommen anstellte. Die unerhörte Verschwendung meines Reisegefährten, hatte nemlich meine Casse ganz erschöpft, und schneller als ich es je geglaubt hätte, war der Zeitpunct herangerückt, wo ich mich nach gerade um einen Broderwerb bemühen mußte.

Am folgenden Tage erreichte ich eine bedeutende Provinzialstadt, und kehrte, um allen Aufwand zu vermeiden, in einen Gasthof vom niedern Range ein, der in der Vorstadt belegen

ar. Hier saß ich unbemerkt in einem Winkel
r Gaststube, und entwarf Plane für die Zu-
nft, als das Gespräch einiger anwesenden
ürger, meine Aufmerksamkeit erregte. Sie
terhielten sich nemlich von der Königl. ge-
ral- privilegirten Klingelschen Schauspie-
-Gesellschaft, welche kürzlich im Orte ange-
ommen war, und in einigen Tagen ihre erste
orstellung geben wollte. Ein langer, spindel-
rrer Mensch, den ich auf der Stelle für einen
chneider erkannte, sprach mit Entzücken von
eser Truppe, rühmte besonders den guten un-
nirten Ton, der unter den Mitgliedern der-
ben herrsche, und schwur auf Ehre und Se-
keit: daß ein solcher Schauspieler das glück-
hste Leben von der Welt führe. Bey diesen
etrachtungen gerieth der Erzähler bisweilen so
Enthusiasmus, daß er wie ein Besessener auf-
rang, sich heftig vor die Stirn schlug, und
t allen Geberden eines Verzweifelnden aus-
f: „ha, warum mußte ich auch ein so dum-
es Thier seyn, und heirathen! — Wär' ich
t noch ein lediger Mensch, statt daß ich ein

Weib, und fünf Kinder am Halse habe, auf der Stelle würde ich mich engagiren, und eine Profession aufgeben, die mich, bey aller Plackerey, doch nur kärglich ernährt! — Einer meiner Burschen" — fuhr er fort — „der mir vor zwey Jahren entlief, und es hernach bey einem Friseur eben so machte, hat bey dieser Gesellschaft sein Unterkommen gefunden, und steht jetzt bey dem Herrn Director und bey dessen Gemahlin so gut angeschrieben, daß er dort fast Alles in Allem ist." —

Dieser unzufriedene Mann, dessen heißester Wunsch es war, Schere und Bügeleisen gegen Thaliens Attribute zu vertauschen, war — wie ich nachher erfuhr — durch seinen vormaligen Lehrling bey der eben erwähnten Schauspieler-Truppe eingeführt worden, und gefiel sich dort so wohl, daß er die Directen früh und spät, wie ein dienstbarer Geist umschwebte, und sich durch ein glattes Wort, oder durch einen freundlichen Blick, für alle Aufopferung von Zeit und Mühe reichlich entschädigt hielt. Man duldete

ihn

n übrigens recht gern, da er ſich willig zur
ielſcheibe des Witzes und nebenbey auch als
lopin gebrauchen ließ.

Nichts war wohl in meiner damaligen La-
natürlicher, als daß die Erzählung des
thuſiasmirten Schneiders mächtig auf mich
irkte und den Wunſch in mir erzeugte: ein
ück zu koſten, das dieſer mit ſo reitzenden
rben gemalt hatte. Die herumziehende Le-
nsart, die mit dieſem Stande verknüpft war,
gte mir ganz beſonders zu und da ich über-
upt keine andere Wahl hatte, als entweder
einem Advokaten die mühſelige und trocke-
Arbeit eines Schreibers zu übernehmen, oder
glänzende Laufbahn als Schauſpieler zu be-
ten, ſo wählte ich augenblicklich die letztere
beſchloß, mich ſogleich am folgenden Mor-
bey der Direction zu melden und ein En-
gement nachzuſuchen. Ohne dieſe meine Ab-
errathen zu laſſen, erkundigte ich mich bey
Schneider nach dem Gaſthofe, in welchem
Truppe wohnte, und beſonders nach dem
men ſeines vormaligen Lehrlings, durch deſſen

Einfluß ich zu reüssiren hoffte. Zufrieden hierüber die nöthige Auskunft erhalten zu haben, warf ich mich auf die harte Streu und entschlummerte, von süßen Hoffnungen gewiegt und von schönen Träumen umgaukelt.

Den andern Morgen kleidete ich mich sehr sorgfältig und eilte nach dem Gasthofe zur blauen Gans, um den Mann ja nicht zu verfehlen, den ich mir als Mäcen erkoren hatte.

„Kann ich nicht die Ehre haben den Herrn Garderobe-Inspector Primel zu sprechen?" so fragte ich einen Aufwärter, der mir auf der Hausflur begegnete.

„Primel? Primel?" — wiederholte dieser — ach, das ist der Bucklichte! den werden Sie dort im Stalle finden." Damit ließ er mich stehen und eilte die Treppe hinauf.

Wahrscheinlich, dachte ich bey mir, werden der Herr Garderobe-Inspector ein Liebhaber von Pferden seyn und ging der erhaltenen Anweisung zu folgen auf den Stall zu. Eine kleine verwachsene Figur trat mir mit einer Gabel

oll Miſt entgegen und ich wiederholte meine
orige Frage.

„Sogleich werde ich die Ehre haben Ihnen
ufzuwarten!“ erwiederte der kleine Mann,
arf den duftenden Dreyzack von ſich und
agte, indem er eine durchlöcherte Nachtmütze
m Kopfe zog: was denn zu meinem Befehl
he? Er bat zugleich um Entſchuldigung, daß
mich in einem ſo ſeltſamen Aufzuge empfan-
n müſſe und meinte: er pflege ſich, bey
mutziger Arbeit, immer der ausrangirten
rderobeſtücke zu bedienen.

Sein Aeußeres war auch in der That ſo
derbar, daß ich kaum ein lautes Gelächter
ück halten konnte. Er trug nemlich weite
biſſerhoſen von bunt geſtreiftem Flanell und
e ſpaniſche Jacke von grünem Ratin, mit
yen ganz verſchoſſenen Bouſſen und Auf-
ägen. Die ſpaniſche Hälfte dieſes Anzugs
nte übrigens als eine Erinnerung an die
fälligkeit alles irdiſchen Glanzes betrachten
den, denn ein großer Stern aus Silberpa-
geſchnitt, und Ueberreſte von goldenen

Treßen und Franzen, die noch darauf ſichtbar waren, ſtachen gegen den zerfetzten Grundſtoff gewaltig ab und bewieſen, daß dieß Coſtum früher in fürſtlichen Zimmern geglänzt haben mochte und nun bis in den Pferdeſtall herab geſunken war.

Ich eröffnete jetzt dem Herrn Inſpector, daß ich Willens ſey, Schauſpieler zu werden; fragte ferner: ob ich nicht bey dieſer Geſellſchaft, von der ich ſo viel Rühmliches gehört habe, engagirt werden könne und erbat mir zu dem Ende ſeine Protection.

„In dieſer Angelegenheit" — erwiederte der kleine Mann — „werden Sie ſich wohl an den Herrn Director wenden müſſen."

Ich. [mit einer tiefen Verbeugung.] „Ich glaube doch gehört zu haben, daß Sie, Herr Inſpector, einen mächtigen Einfluß auf die Direction haben, und bin überzeugt, Ihr Fürwort werde hinreichend ſeyn, mein Glück zu begründen; daher komme ich —"

Er. [ſich in die Bruſt werfend.] „Allerdings habe ich großen Einfluß; doch liegt Ihr Geſuch

ganz außer den Grenzen meines Wirkungskreises, indem ich selbst nicht ausübender Künstler bin. Dazu paßt eines Theils meine Figur nicht und andern Theils werde ich auch durch wichtigere Geschäfte davon abgehalten."

Ich. [etwas verwundert.] „Wichtigere Geschäfte? —"

Er. Allerdings. Es sind mir bedeutendere und bey weitem mehr umfassendere Aemter anvertraut worden; denn Sie müssen wissen, daß außer den Arbeiten, die der Posten als Garderobe-Inspector mir auferlegt, noch andere Geschäfte auf mir ruhen. Ich habe nemlich noch außerdem die Function als Theaterschneider und Theaterfriseur; ferner als Requisitenmeister und Souffleur, und damit ich auch an den Spieltagen die Zwischenacte nützlich ausfülle, habe ich dafür zu sorgen, daß die Lichter hinter den Coulissen möglichst hell brennen."

Also auch Lichtputzer, dachte ich bey mir selbst und betrachtete mit gerechter Verwunderung einen Mann, der in seiner kleinen gebrech-

lichen Perſon, ſo große und wichtige Chargen vereinigte.

„Endlich —" fuhr der Herr Inſpector fort — gehört auch noch die Verpflegung der Pferde zu meinen Verrichtungen und ich übernehme dieſe um ſo lieber, da mir hieraus der Vortheil erwächſt, daß ich, wenn wir auf Reiſen ſind, nicht wie das übrige männliche Perſonal der Geſellſchaft, zu Fuß gehe, ſondern meinen Platz auf den Decorations- und Garderobewagen einnehme: eine Ehre, die außer mir, nur den ſpielenden Damen widerfährt."

Ich bat den Herrn Garderobe-Inſpector nochmals, daß er mich doch bey der Direction vorſtellen und beſtens empfehlen möchte; aber er lehnte es geradezu ab und gab mir die Weiſung: ich ſolle nur ohne weitere Umſtände eine Treppe hoch und zwar in das Zimmer rechter Hand gehen, wo ich das ganze Perſonal der Geſellſchaft bey einander antreffen würde.

Schüchtern klopfte ich an die bezeichnete Thür und ſtutzte beym Eintreten, als ich die Gruppen überſchaute, die ſich meinen Blicken

darboten. Im bunten Gemiſch lagen Thaliens Prieſter und Prieſterinnen auf der Streu am Boden umher und maßen den eintretenden Fremdling mit neugierigen Blicken. Ein ältlicher Herr, mit kupferrother Naſe, richtete ſich von ſeinem Strohlager empor und that mächtige Züge aus einer Quartflaſche voll Brandwein. Auch der Director, welcher in einen zerfetzten Schlafrock gehüllt, da ſaß und Entwürfe zu Decorationen zeichnete, nahm ein ähnliches Frühſtück zu ſich. Eine große irdene Schüſſel, die auf dem Tiſche ſtand und Abgänge von Kartoffeln und Heringen — dem Anſchein nach, beſcheidene Ueberreſte der geſtrigen Abendmahlzeit — enthielt, ſchien ihrer Zeit von der Hand eines gottesfürchtigen Töpfers verfertigt zu ſeyn und führte nachſtehenden Vers des Geſangbuches als Inſchrift:

„Wer ſich den Bauch zum Gott erkohren,
„Unmäßig deine Gaben braucht,
„Der geht des Himmelreichs verlohren, u. ſ. w." —

Ich trug dem Herrn Director mein Anliegen vor und bat um Engagement; erhielt jedoch

die niederſchlagende Antwort, daß er mich für jetzt nicht annehmen könne. Vergebens erbot ich mich, fürs Erſte mit einer ſehr geringen Gage zufrieden zu ſeyn; der Herr Director fuhr fort über ſchlechte Zeiten und geringe Einnahme zu klagen, verſicherte auch nebenher: daß bey ſeiner Truppe alle Rollenfächer mit tauglichen Subjecten hinlänglich beſetzt wären und ich ſtammelte bereits mein Abſchieds-Compliment, als ein Frauenzimmer mit kreiſchender Stimme mir zurief, daß ich noch warten ſolle. Es war die Frau Directorin, von deren Anweſenheit ich bis dahin gar nichts wußte; denn ſie lag in einem Bette, das man im Hintergrunde des Zimmers aufgeſtellt und durch einige davor geſtellte Couliſſen maskirt hatte.

Von neuer Hoffnung beſeelt, nahm ich auf dem Schemel Platz, den mán mir jetzt anbot und erwartete ſehnlichſt den baldigen Aufgang einer Sonne, die den Nebel banger Ungewißheit zerſtreuen ſollte, der mich umgab. Meine Schutzgöttin erſchien auch bald und ſchritt mit ſo viel Hoheit und Würde auf mich zu, daß

ich, in Ehrfurcht aufgelöst, die schmutzige Hülle kaum bemerkte, in der sie steckte.

Die Frau Directorin war übrigens eine Frau von einigen vierzig Jahren, an der sich noch die letzten Spuren vormaliger Schönheit wahrnehmen ließen und konnte wirklich als ein lebendiges memento mori betrachtet werden; denn ihr Körper war so im Dahinwelken begriffen, daß er mit Riesenschritten seiner Auflösung entgegen zu gehen schien. Sie fragte nach meinen Familienverhältnissen und nach den Ursachen, die mich bestimmten, mein Glück als Schauspieler zu versuchen, schien mit der Auskunft, die ich ihr hierüber gab, zufrieden und engagirte mich auf der Stelle für zweyte Liebhaber-Rollen, mit drey Gulden wöchentlicher Gage.

Der Herr Director war bey dieser Verhandlung gar nicht zu Rathe gezogen worden und es hatte ganz das Ansehen, als ob seine Macht überhaupt nur sehr beschränkt sey.

Madam stellte mich nunmehr der anwesenden Gesellschaft als neues Mitglied vor und

die Kunstgenossen erhoben sich von der Streu, um mir Glück zu wünschen und mich ihrer Freundschaft zu versichern. Ueberaus froh, endlich ein Unterkommen gefunden zu haben, bedeckte ich die schmutzige Hand meiner Schutzgöttin einmal über das andere mit glühenden Küssen und traf sogleich Anstalten, meine bisherige Wohnung mit dem Gasthofe zu vertauschen, in welchem die Schauspieler-Truppe residirte.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Die Klingemann'sche Schauspieler-Gesellschaft, wie sie leibte und lebte.

Die Schauspieler-Truppe, deren Mitglied ich geworden, war keinesweges aus achtungswerthen Künstlern zusammen gesetzt, sondern bestand größtentheils aus rohen Menschen, die das Ungefähr aus allen Theilen der Welt zusammen gefahrt hatte.

Der Director, Herr Adam Friedrich
Lämmlein, von Metier ein Stubenmaler,
war ein gutmüthiger simpler Mann, der von
er Schauspielkunst und von allem was dazu
gehört, fast gar keinen Begriff hatte; so daß
eine Frau Gemahlin das Ganze leiten mußte.
Ohne als Mahler einen Ruf erlangt zu haben,
erbte er lange Zeit zu D** in der größten
Dürftigkeit und war kaum im Stande sein täg-
liches Brod zu erwerben, als Fortuna mit ei-
nem Male ihm hold zu werden schien. Er ge-
wann nemlich in der Lotterie einen Preis von
tausend Thalern. Dieser unverhoffte Treffer
nderte jedoch in seinem Glückszustande wenig
nd gab vielmehr nur Veranlassung, daß er in
er Ehestands-Lotterie eine gar arge Niete zog.
Der Schauspieldirector Klingel, der damals
n D** mit seiner Truppe verweilte und Herrn
Lämmlein als Gehülfen bey dem Malen der
Decorationen gebrauchte, war plötzlich gestorben
nd hatte so ansehnliche Schulden hinterlassen,
aß seine Creditoren, um doch etwas zu retten,
ugriffen und die ganze fahrende Habe der Ge-

sellschaft mit gerichtlichen Siegeln belegten. Die Truppe war ihrer Auflösung nahe und die hinterbliebene Wittwe des Directors in einem Zustande, der an Verzweiflung grenzte. Sie bat, sie flehete, sie setzte Himmel und Erde in Bewegung, um die harten Gläubiger zu mildern Gesinnungen zu stimmen; aber alles war umsonst. Man achtete nicht auf ihre Thränen, war taub gegen ihre Bitten, und blind für so manche Reitze, die sie in den Momenten der Verzweiflung wie von ungefähr enthüllte, um die eiskalten Wucherer zu rühren. In dieser Noth entschloß sich Madam, das Herz des wohlhabend gewordenen Malers mit Sturm zu erobern, und es wurde ihr um so leichter diesen Plan auszuführen, da Herr Lämmlein schon lange ein stiller Verehrer ihrer aufgefrischten Schönheit gewesen war und nur aus Blödigkeit unterlassen hatte, seinem gepreßten Herzen durch ein Geständniß Luft zu machen. Ein Fünkchen von Hoffnung, das man dem schmachtenden Schäfer entgegen schimmern ließ, war hinreichend, das Feuer der Liebe zur hellen Flamme

anzufachen und er wagte nun seine Bewerbung in aller Form. So schwer es ihm übrigens auch ankam, sich von den 1000 Thalern zu trennen, die er erst kürzlich aus Fortunens Hand empfieng und wie ein Heiligthum aufbewahrte, so opferte er sie dennoch — denn das war conditio sine qua non — auf dem Altare der Liebe, und diese Summe war vollkommen hinreichend, das ganze Mobiliar der Gesellschaft aus den Klauen der Gläubiger zu retten. So kam Herr Lämmlein auf die natürlichste Art von der Welt zu einer Frau, die ihm Hörner aufsetzte, und zur Direction einer Truppe, die ihm mit vieler Geringschätzung begegnete, da er diesem Posten durchaus nicht gewachsen war. Alle Versuche, die er gemacht hatte, um als ausübender Künstler zu glänzen, waren so entschieden verunglückt, daß er nur noch in ganz untergeordneten Rollen, als Bedienter, oder Bauer, oder Soldat u. dergl. aufzutreten wagte. Dafür malte er aber auch alle Decorationen eigenhändig und was dieser seiner Arbeit an richtiger Perspective abging, das ersetzte er

durch grelle und bunte Farben, die er ohne Geſchmack durch einander zu ſchmieren pflegte.

Die Frau Directorin Eulalie Sophie Lämmlein, verehelicht geweſene Klingel, geborene Prello, ſpielte erſte tragiſche Liebhaberinnen im Schauſpiel und zweyte Rollen in der Oper. Sie war ein Kind der Liebe und eigentlich aus den Umarmungen eines Friſeurs mit einer Kammerjungfer entſproſſen, wurde jedoch von ihrer verſchmitzten Mutter einem wohlhabenden bejahrten Liebhaber als Tochter dedicirt und auf deſſen Namen getauft. Für Rechnung ihres angeblichen Vaters genoß ſie bis in ihr vierzehntes Jahr eine muſterhafte Erziehung und berechtigte wirklich ſchon zu recht guten Hoffnungen, als ihr Beſchützer ſtarb und ſie nunmehr der Aufſicht ihrer Mutter überlaſſen blieb. Dieſe, weit entfernt ihre Tochter zur wackern Hausfrau zu bilden, ſuchte vielmehr ihre Schönheit als Erwerbzweig zu benutzen und in kurzem war das unſchuldige Mädchen in allen Künſten der Koketterie eingeweihet. Eulalien ſagte dieſe neue Lebensart

zwar in so fern zu, als ihre Sinnlichkeit dadurch befriediget wurde, nur wäre sie der mütterlichen Aufsicht gern überhoben gewesen, um wo möglich für eigene Rechnung ihre Reize geltend zu machen. Sie beredete daher einen jungen Menschen von guter Familie, den sie an sich zu fesseln gewußt hatte, mit ihr auf und davon zu gehen. Die Flüchtlinge wurden jedoch eingeholt, noch ehe sie das Ziel ihrer Reise erreichen konnten, und da sich aus der angestellten Untersuchung ergab, daß Eulalie eigentlich als Anstifterin des Complots zu betrachten sey, so mußte sie ein Jahr lang im Zuchthause sitzen. Nach geendeter Strafzeit wendete sie sich nach B**, wo sie als Freudenmädchen mehrere Jahre hindurch viel Epoche machte, nach und nach aber von jüngeren Schönheiten verdrängt wurde, und sich endlich an einen polnischen Grafen hing, der sie als Mätresse mit auf Reisen nahm. Aber auch diese geträumte Versorgung war nur von kurzer Dauer, denn ihr Geliebter erschoß sich bald darauf, nachdem er die Ueberreste seines Vermö-

gens im K** bade verspielt hatte. Der selige Schauspiel-Director Klingel spielte damals mit seiner Truppe in K** bad. Eulalie meldete sich bey ihm, und da er Anlage fürs Theater in ihr fand, so engagirte er sie, und verheirathete sich späterhin mit ihr.

Herr Jeremias Daniel Brüllmann, übernahm im Schauspiel erste Liebhaber und Helden, und in der Oper die Baßparthien. Er war der Sohn eines wohlhabenden Fleischhauers zu Schmalkalden, und besaß in mehreren wissenschaftlichen Fächern, sehr schätzenswerthe Kenntnisse; denn von seinen Eltern zum Theologen bestimmt, hatte er die hohe Schule besucht, und auch wirklich einige Jahre studiert. Seine ausschweifende Lebensart hatte jedoch die Folge, daß er von drey Universitäten relegirt, und deshalb von seinen Eltern enterbt und verstoßen wurde. Er betrat nunmehr die militärische Laufbahn, diente in den Armeen verschiedener Potentaten als gemeiner Soldat, wurde verübter Excesse wegen, sieben mal exemplarisch bestraft, und fand endlich bey einer herum zie-

henden

den Schauspieler-Gesellschaft Engagement,
er einen Baß von seltener Tiefe sang.
h mancherley Schicksalen kam er endlich zur
ngelschen Truppe, wo ich seine Bekannt-
ft zu machen Gelegenheit hatte. Auf dem
ater imponirte er besonders durch seine her-
che Figur, durch die Tiefe seines Basses,
durch die Manier, sich wie ein Rasender zu
rden und zu schreyen. Dabey hatte er aber
Gewohnheit an sich, viel zu trinken, und
g zu memoriren; daher es denn eine ganz
öhnliche Erscheinung war, ihn mitten im
ten Affect stecken bleiben zu sehen. In sol-
Augenblicken suchte er sich dann durch eine
zolist aus der Verlegenheit zu helfen, und
sich, als ob ihn plötzlich ein heftiges Nie-
anwandle. Dadurch gewann er nun wohl
sich mit Hülfe des Souffleurs wieder fort
elfen, allein er mußte diesen Behelf gar zu
n Anwendung bringen, und daher kam es,
das Publicum seine List durchschauete, und
den Spottnamen: der Nieser, beylegte.

Herr Carl Emanuel Ferdinand Ca-

prioli, spielte Intriguants, komische Alte, Pedanten im Schauspiel, und Bouffons in der Oper. Allem Vermuthen nach war er ein geborner Italiener, doch herrschte über seine eigentliche Herkunft ein tiefes Dunkel, und man raunte sich hierüber seltsame Dinge ins Ohr. So hielten ihn einige für den natürlichen Sohn eines regierenden Fürsten, der aus einem Kloster entsprungen, und nach Deutschland geflohen sey. Vor Zeiten hatte er bey der italienischen Opera bouffa des Herzogs von A * * gestanden, und war nach dessen Tode zur deutschen Bühne übergegangen.

Herr Benjamin August Klotzfuß, seiner Profession nach ein Friseur, und von Geburt ein Elsasser, war für erste Väter im Schauspiel und in der Oper engagirt. Wegen Diebshehlerey zur gefänglichen Haft gebracht, hatte er Mittel gefunden, aus derselben zu entkommen, und lebte jetzt unter verändertem Namen als Schauspieler. Er war nicht ohne Talent, doch hatte er sich bey seiner Entweichung — wo er von einem hohen Festungswalle herabspringen

ußte — den rechten Fuß ſtark beſchädigt, ſo
aß er bedeutend hinkte, und ſelbſt auf der Büh-
r dieſen Uebelſtand nicht ganz verbergen konnte.

Herr Carl Eduard Finke, vormals
ymnaſiaſt und Führer des Schüler-Chors zu
* *, ſang die erſten Tenorpartien. Er hatte
ine Vaterſtadt Schulden halber verlaſſen müſ-
n, diente eine Zeit lang als gemeiner Huſar,
ng jedoch, da die militäriſche Diſciplin ſeiner
ewohnten Zügelloſigkeit nicht zuſagte, zum
heater über.

Herr Alexander Stanislaus Knorr,
on Geburt ein polniſcher Edelmann, und ei-
ntlich P . . t . ky genannt, ſpielte geſetzte
ebhaber, auch Alte. Bey einem Volksauf-
ande, der in ſeinem Vaterlande Statt fand,
atte er thätig mitgewirkt, mußte aber einer
ächtigern Gegenpartey weichen, und entging
einen Verfolgern nur durch die Flucht nach
eutſchland, wo er unter verändertem Namen
in Fortkommen als Schauſpieler fand.

Endlich vermehrten noch:

Herr Johann Andreas Jummel, nebſt

Frau und Tochter das Personal der Gesellschaft. Herr Jummel war eigentlich ein verarmter Posamentier, und seine Frau — die vormals Gelegenheit gehabt hatte, sich auf einem Liebhaber-Theater zu bilden — verfiel zuerst auf die Idee, ihre Talente für die Bühne zu ihrem weiteren Fortkommen zu benutzen, und auch ihre Tochter zur Schauspielerin zu bilden. Die Nothwendigkeit zwang Herrn Jummel ein Gleiches zu thun, und er spielte auch zweyte zärtliche Väter im Schauspiel, nicht ganz ohne Erfolg; während seine Frau: Mütter- und seine Tochter angehende Rollen übernahmen.

Mit Recht kann ich das noch übrige männliche Personal der Gesellschaft als unbedeutend übergehen, und bemerke bloß noch, daß außer der Frau Directorin und der Madam Jummel nebst Tochter, sich noch als spielende Damen bey der Gesellschaft befanden:

Demoiselle Justine Friederike Tippel. Sie spielte erste muntere und naive Liebhaberinnen und Soubretten im Schauspiel und in der Oper, und war nur von ganz niederer Her-

kunft; hatte jedoch in einem gräflichen Hauſe als Kammerjungfer gedient, und dort Gelegenheit gehabt, ihre Sitten in etwas zu verfeinern. Ein Liebesverſtändniß, welches ſie mit dem Gemahl ihrer Gebieterin unterhielt, gab Veranlaſſung, daß ſie ihres Dienſtes entlaſſen, dagegen aber von dem Grafen in aller Stille als Mätreſſe unterhalten wurde, bis ſie endlich nach mancherley Schickſalen zur Klingelſchen Truppe kam.

Demoiſelle Leopoldine Amalie Schmelzer, eine intereſſante Blondine — der man auch in Hinſicht ihres Charakters und ihres ſittlichen Betragens, unter dem ganzen weiblichen Perſonal der Geſellſchaft, die erſte Stelle anweiſen konnte — übernahm erſte und zweyte Singpartien in der Oper, und zweyte Liebhaberinnen im Schauſpiel. Sie hatte von ihren Eltern zu einer Heirath gezwungen werden ſollen, die ihr durchaus nicht zuſagte, und war, um dem auszuweichen, mit einem jungen Manne, Namens Blaker, [der ebenfalls bey der Klingelſchen Geſellſchaft ſtand, und als Tenoriſt in unterge-

erdneten Rollen auftrat] davon gegangen, um ſich mit ihm ehelich zu verbinden, welches auch in kurzem geſchehen ſollte.

Endlich befand ſich noch bey unſerer Truppe: Herr Philipp Benedict Triller, der die Stelle als Muſik-Director bekleidete. Er war ſonſt in der Kapelle des Fürſten von D** als Kammermuſikus angeſtellt, und ſpielte auch wirklich eine treffliche Geige, hatte ſich aber dem Trunk ſo ſehr ergeben, daß er als völlig unbrauchbar entlaſſen werden mußte.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Eine neue Methode ſich das Zeichnen von Figuren ungemein zu erleichtern. — Aufführung der großen Oper. Ich debütire.

Die Geſellſchaft hatte in dem Orte, wo ich engagirt wurde, noch nicht geſpielt, ſchickte ſich aber an, um in einigen Tagen die erſte Vor-

ſtellung zu geben. Hierzu hatte man eine groſse heroiſche Oper: Das Zauberſchwert betitelt, gewählt, welche noch aus der Feder des verſtorbenen Herrn Directors Klingel gefloſſen war. Dieſes Meiſterwerk, vom Herrn Kapellmeiſter Triller in Muſik geſetzt, ſollte eigentlich eine Nachbildung der beliebten Zauberflöte ſeyn, und die Direction hoffte mit Zuverſicht: es werde ſo viel einbringen, daß ſämmtlichen Schauſpielern die noch rückſtändige ſechs monatliche Gage ausgezahlt werden könnte. Der Herr Director Klingel hatte nemlich, wie viele ſeiner Collegen, nicht begriffen, daß der Grund von dem Glücke, welches die Zauberflöte auf allen Bühnen Deutſchlands macht, in Mozarts unſterblicher Muſik zu ſuchen ſey, und glaubte genug zu thun, indem er ein Stück zu Tage förderte, in welchem, aller menſchlichen Vernunft zum Hohn, die abentheuerlichſten und wundervollſten Begebenheiten auf die unſinnigſte Art an einander gereihet waren. Kühn bahnte er ſich bey dieſem Unternehmen einen neuen Weg, und brachte Chöre von reiſſenden

Thieren auf die Bühne; so daß Tiger ihren Durst nach Blut, und Bären ihren Appetit nach süßem Honig, in schauerlichen Gesängen zu erkennen gaben. Um diese Chöre auch möglichst zahlreich erscheinen zu lassen, waren sämmtliche erwachsene Knaben des Orts in Requisition gesetzt, und die Eltern derselben ersucht worden: ihre Kinder doch zu dem großen Schauspiele mitwirken zu lassen, das in kurzem gegeben werden sollte. Diese Rangen mußten sich nun täglich, Mittags und Abends nach geendeten Schulstunden, in dem Gasthofe, den die Gesellschaft bewohnte, versammeln, und die Gesänge einlernen, welche sie im Evstüm von Löwen und Tigern und andern wilden Bestien vortragen sollten.

Das Theater, welches in einer nah gelegenen Scheune aufgeschlagen worden war, stand übrigens schon fertig da, und es mangelte demselben nur noch ein Vorhang, welcher durchaus neu gemahlt werden mußte. Als Sujet hierzu hatte man die Bildsäule des Apollo gewählt, welche in einem runden, auf korinthischen Säulen ruhenden Tempel aufgestellt seyn sollte.

Der Herr Director Lämmlein, der nie bis zum Figurenzeichnen gekommen war, und kaum eine einfache Blume zu Tage fördern konnte, fühlte sich jedoch bald zu schwach, diese Idee auszuführen, und bemühete sich mehrere Tage vergebens, das Bild des Musengotts in erträglicher Gestalt auf die Fläche des Vorhangs zu zaubern. Die Theater-Casse befand sich dagegen in dem bejammernswürdigsten Zustande. Alle Hülfsquellen waren erschöpft, niemand wollte der Direction weiter borgen, und die Existenz der Gesellschaft forderte dringend, daß der Anfang mit den Vorstellungen in kurzem gemacht werde. Ueberdies hatte man den Tag, an welchem die Bühne eröffnet werden sollte, bereits festgesetzt und öffentlich bekannt gemacht, und die Anzeigen davon, welche in einem pomphaften Styl abgefaßt, alles enthielten, was von der Truppe nur rühmliches gesagt werden konnte — unter andern auch des neuen Vorhangs, als meisterhaft gelungen, erwähnten — waren mit möglichst großen Buchstaben gedruckt, an allen Ecken der Stadt zu lesen.

In dieſer Verlegenheit verfiel der geängſtigte Herr Director endlich auf eine Idee, die ihm die Gottheit ſelbſt eingegeben zu haben ſchien, um ſeine Ehre als Maler zu retten. Er brachte nemlich neben dem Piedeſtal der Bildſäule, einen Altar an, auf dem ein Opferfeuer brannte. Von dieſem Opfer erhob ſich ein dikker Rauch, der in ſchräger Richtung über den Vorhang hinzog, und den Muſengott dergeſtalt einhüllte, daß man von ihm nichts weiter als die Fußſpitzen und ein Stückchen von der Leyer erblicken konnte. Die Ausführung dieſer Idee brachte Herr Lämmlein auch in kurzer Zeit zu Stande, und blieb es nun jedem Zuſchauer überlaſſen, ſich hinter dieſem blauen Dunſt den ſchönſten Apoll zu denken, und nach eigener Phantaſie auszumalen.

Der ſehnlich erwartete Tag erſchien endlich. Alles war zur Vorſtellung bereit, und das Parterre mit neugierigen Zuſchauern angefüllt, die durch lebhaftes Pochen die Ungeduld zu erkennen gaben, mit der ſie dem Anfange des ihnen verheißenen großen Schauſpiels entgegen ſahen.

Nachdem der ganze hochweiſe Magiſtrat des Orts, auf den für ihn beſtimmten Ehren- und Freyplätzen erſchienen, und der dirigirende Bürgermeiſter mit einem dreymaligen Tuſch bewillkommt worden war, begann die rauſchende Ouvertüre. Dieſe wurde von den Kunſtpfeifern des Orts und einigen Muſikfreunden, aber über alle Beſchreibung kläglich executirt. Der Dirigens, Herr Muſik-Director Triller, der ſich zu dieſem ſchweren Geſchäft, durch eine angemeſſene Quantität Branntwein geſtärkt hatte, und wie eine Feuereſſe glühete — gerieth hierüber dergeſtalt in Wuth, daß er den Takt mit unter ſehr hörbar auf die Köpfe der ihm zunächſt ſitzenden Violiniſten anſchlug, und dabey ſo laut ſchimpfte und fluchte, daß ſelbſt die unaufhörlichen Paukenſchläge und Trompetenſtöße, aus welchen die Muſik größtentheils nur zuſammen geſetzt war, nicht vermochten, dieſe Exploſionen des Zorns zu übertäuben. Demungeachtet verſuchten einige Perſonen (die aus politiſchen Gründen von der Direction mit Freybillets verſorgt worden waren, um das Parterre durch ihr

Beyſpiel zum Applaudiren zu ermuntern) beym Schluß der Ouvertüre den Zweck ihres Dortſeyns zu erfüllen, wurden aber für dieſe befangene Kritik von einigen Muſikkennern mit Ohrfeigen regalirt. Hierüber kam es zu Streitigkeiten, die noch immer fortdauerten, als der Vorhang ſchon längſt aufgezogen worden war.

Das Theater ſtellte eine Wildniß vor. Der Held des Stückes (Herr Brüllmann) lag ſchlummernd auf dem Boden, und ſchien eine geraume Zeit über auf wieder hergeſtellte Ruhe im Parterre zu warten. Als der Lärm aber immer fortdauerte, richtete er ſich endlich empor, und erklärte der anweſenden Verſammlung ganz naiv: er werde nicht eher anfangen zu ſpielen, bevor nicht alles im ganzen Hauſe mäuschenſtill geworden ſey. Nach dieſer Verſicherung nahm er wieder ſeine vorige Lage ein und ſchlummerte fort. Einige kräftige Drohungen des Herrn Bürgermeiſters beſchwichtigten endlich die Gemüther der erhitzten Kritiker, und das Spiel begann.

Der Held des Stückes raffte ſich nunmehr

m Boden auf, und trug in klâglichen Recita-
en den Inhalt eines Traums vor, den er ſo
en gehabt haben wollte. Ein weibliches We-
, das höchſte Ideal von Anmuth und Schön-
it, war ihm an einen Felſen geſchmiedet, und
n einem ungeheuern Drachen bewacht, erſchie-
n. Sogleich entſchloſſen, die Schöne zu be-
yen, eilte er mit entblößtem Schwert auf das
thier zu, aber ein Feuer, das plötzlich aus
n Boden empor loderte, hemmte ſeinen Lauf.
ühn bahnte er ſich durch Flammen und kni-
rnde Funken einen Weg, und wähnte ſchon,
wenigen Augenblicken das Ziel ſeiner Wün-
e erreichen und den furchtbaren Kampf be-
nnen zu können, als ein reiſſender Strom, der
h ſchäumend zu ſeinen Füßen ergoß, ihn aufs
ue zurück hielt. Aber auch dieß Hinderniß
rmochte nicht den Muth des Ritters zu läh-
en. Mit Lebensgefahr ſtürzte er ſich in das
bende Element, erreichte glücklich das jenſei-
ge Ufer, und drang nun unaufhaltſam vor.
chon war er dem holden Mädchen ſo nahe,
ß er ihr angſtvolles Stöhnen deutlich verneh-

men konnte, als ein grauenvoller Abgrund, von unabsehbarer Tiefe, sich vor ihm ausbreitete, der jedes weitere Fortkommen unmöglich zu machen schien. Der Drache erblickte ihn jetzt, und kam ihm Flammen speyend und ziſchend entgegen. Einen Augenblick zögerte der Held, doch ein Blick auf die Schöne, die angſtvoll ihre Hände nach ihm ausbreitete, reifte ſchnell ſeinen Entſchluß. Er wagte einen Sprung auf Leben und Tod, und erreichte wirklich das jenſeitige Ufer, glitt aber von dem ſchroffen Felſen ab, und ſtürzte in die Tiefe hinab. —

So ungefähr erzählte der mannhafte Ritter ſeinen Traum. Er war außer ſich, die holde Erſcheinung, die ſeine heiße Liebe entzündet hatte, verſchwunden zu ſehen, und flehte endlich zu den Göttern: daß ſie dieß Gaukelſpiel der Phantaſie doch in Wirklichkeit verwandeln, und ihm verſtatten möchten, um den Beſitz dieſes Weſens zu kämpfen. Kaum hatte er ſein Gebet geendet, ſo erhellte ein Blitzſtrahl die ganze Gegend. Furchtbar rollte der Donner ihm nach, und eine Stimme aus den Wolken fragte ganz

vernehmlich: ob er auch ernſtlich entſchloſſen ſey, Leib und Leben für die Entzauberung jenes Weſens zu wagen, das ihm erſchienen ſey. Nachdem er das auf Ritterehre verſichert hatte, erheiterte ſich augenblicklich der Horizont, Flötentöne ließen ſich vernehmen, und eine Fee, ſtrotzend von böhmiſchen Brillanten, kam auf einem Rollwagen daher, von papiernen Schwanen gezogen. Sie ſtieg aus, berührte den knieenden Ritter wohlwollend mit ihrem Zauberſtabe, und gab ihm mit gellender Stimme, in einer langen Arie zu erkennen: er wäre beſtimmt, durch ſeine Tapferkeit den Zauber jener holden Prinzeſſin zu löſen, deren Bild er im Traum erblickt habe. Seit Jahren ſchon harre die Unglückliche auf Errettung, und werde ihm mit namenloſer Liebe vergelten, was er für ſie zu unternehmen Willens ſey. Sie verhieß ihm ferner: daß wenn er die Straße nach Oſten hin einſchlagen, dieſen Weg ſtandhaft verfolgen, und jede Gefahr, die ſich ihm entgegen ſtellen würde, muthig bekämpfen wolle, ſo werde er in kurzem das ſchöne Schloß der Auserwählten erreichen, wo Freude

ſonder Maß ſeiner warte. Endlich umgürtete ſie ihn noch mit dem wunderthätigen Zauberſchwert, ertheilte ihm zu ſeinem großen Vorhaben ihren Segen, und kutſchirte dann auf eben die Art davon, wie ſie gekommen war.

Der Ritter ſchwur nun einen fürchterlichen Eid, daß er zur Erreichung ſeines erhabenen Zweckes jeder Gefahr männiglich trotzen wolle, und begann ſogleich ſeinen Zug nach Oſten hin. Die hohe Ringmauer einer verfallenen Burg hemmte aber ſeinen Lauf, und eine Inſchrift die am Eingange derſelben zu leſen war, drohete jedem Tod und Verderben, der es wagen würde, dieſe Pforte zu ſprengen.

Ohne ſich dadurch zurück ſchrecken zu laſſen, zog Willibald — ſo nannte ſich der Abentheurer — das Zauberſchwert. Beym dritten Schlage gegen die Thür, zerbrachen Schloß und Riegel, das Thor ſprang mit Krachen aus einander, und eine Schlange von furchtbarer Größe ziſchte ihm entgegen.

Auf das Erſcheinen dieſer Rieſenſchlange war das Publicum beſonders geſpannt, denn die

die Anſchlagezettel hatten ihrer mit Aufhebens erwähnt und dabey verheißen: daß aus ihrem Blute drey geharniſchte Ritter entſpringen würden, die den Beſieger des Unthiers aufs neue bekämpfen ſollten. Um dieſe ſchwierige Metamorphoſe zu Stande zu bringen, hatte man drey Schauſpieler — unter denen auch ich mich befand — kurz vor Anfang des Stücks, als Ritter gekleidet, in bunt bemahlte Pack-Leinwand eingenähet und uns die Weiſung gegeben: daß wenn das Ungeheuer, welches wir gemeinſchaftlich darſtellten, mittelſt eines Stricks auf die Bühne geſchleppt ſeyn würde, wir uns ſo lange nach Möglichkeit krümmen und bewegen ſollten, bis daß die Schlange im Kampfe mit dem Ritter den Todesſtreich empfangen habe. Dann aber ſollten wir mit Meſſern, die wir bey uns führten, unſere Hülle zerſchneiden und kampffertig zum Vorſchein kommen. Dieſer Verſuch lief jedoch unglücklich ab, denn die Leine, an welcher das Ungethüm auf die Bühne gezogen werden ſollte, zerriß im entſcheidenden Augenblicke und wir blieben nunmehr, unfähig

uns ſelbſt hervor zu wälzen, hinter den Couliſſen liegen. Dem Heldenſpieler blieb nun nichts weiter übrig, als mit dem Zauberſchwert in die Scene hinein zu fechten und uns zuzurufen, daß wir uns nur ſogleich herausarbeiten und zum Vorſchein kommen ſollten.

Das Publicum mußte alſo das Vergnügen, die Rieſenſchlange bekämpfen zu ſehen, entbehren und ſtatt der angekündigten großen Verwandlung, ſprangen wir unglückliche Ritter durch die Pforte aufs Theater, ſo bald wir uns aus der Emballage heraus gearbeitet hatten. Daß wir nach einem kurzen Gefecht in die Pfanne gehauen wurden, verſteht ſich von ſelbſt; worauf der Heldenſpieler noch eine Bravour-Arie ſang und ſodann abging.

Die Bühne verwandelte ſich nunmehr in einen Hofraum der Burg, woſelbſt die Chöre von reiſſenden Thieren verſammelt waren. Dieſe Beſtien ſchienen Witterung von der Ankunft des Ritters zu haben und drückten in ihren Geſängen Freude über die Mahlzeit aus, die ſie von ſeinem Leichnam zu halten gedachten. In die-

ſer Scene ereignete ſich aber ein neues Unglück, denn während der Tiger ſeine Solo-Partie vortrug, benutzte ein muthwilliger Knabe, der als Affe koſtumirt war, dieſe Pauſe, um ſeinen größeren Schulcameraden, der als Bär figurirte, auf alle Weiſe zu necken. Der Bär warnte ihn halblaut, aber vergebens; vielmehr wurde der Affe, über deſſen Späße das Publicum lachte, immer zudringlicher und der Bär ſahe ſich endlich genöthigt, ihm einen ſo kräftigen Backenſtreich zu verſetzen, daß er zu Boden fiel und ohne an ſeine Rolle weiter zu denken, ein lautes Geſchrey erhob. Der ältere Bruder des Affen, der einen Löwen repräſentirte, glaubte die ſeinem Bruder zugefügte Beleidigung rächen zu müſſen und ging dem Bären zu Leibe. Hieraus entſtand nun eine förmliche Balgerey. Die Thiere fingen insgeſammt an auf den Hinterfüßen einher zu gehen und riſſen einander, in der Hitze des Streits, die Verkleidungen, welche der nothwendigen Oekonomie halber nur aus bunt angemaltem Papier beſtand, vom Leibe. Während dieſes Vorgangs auf der Bühne

ne, war es auch im Parterre unruhig geworden. Der Vater des Affen, ein Friseur, machte nemlich dem Vater des Bären, einem vierschrötigen Brauer, sehr bittere Vorwürfe über das unmanierliche Betragen seines Sohnes und führte ihm zu Gemüth: daß die unschuldigen Späße seines Kindes zum Vergnügen des Publicums gereicht hätten, überdieß auch ganz im Charakter des Affen gewesen wären, u. s. w. Der Brauer behauptete dagegen ziemlich grob: sein Sohn sey ebenfalls dem Charakter seiner Rolle vollkommen treu geblieben, denn ein rechtschaffener Bär werde sich gewiß nicht von einem naseweisen Affen ungeahndet foppen lassen. Beyde Väter waren hierüber schon handgemein geworden, als die Balgerey auf der Bühne plötzlich eine andere Wendung zu nehmen begann. Der Held des Stückes nemlich, der die ganze Illusion doch einmal gestört sahe, glaubte nun keine Rücksichten weiter nehmen zu dürfen, sondern stürzte auf das Theater und fuchtelte mit seinem Zauberschwert so wacker auf die wilden Bestien los, daß alle heulend zu

Winkel krochen. Dieß Verfahren empörte die Eltern der gemißhandelten Chorißen, welche ſich ſämmtlich im Parterre befanden. Die Mütter ſchrien überlaut und einige von den Vätern ſprangen über das Orcheſter fort und auf die Bühne.

Der Heldenſpieler ſchien ſich vertheidigen zu wollen, aber ein gelungener Hieb, den ihm ein Fleiſchhauer über den rechten Arm verſetzte, machte ihn ſogleich unfähig, das Zauberſchwert vor der Hand zu regieren, und er wurde nun in der erſten Wuth zu Boden geworfen und mit Füßen getreten.

Vergebens bemühte ſich der Magiſtrat, dem Tumult Einhalt zu thun und die Ruhe wieder herzuſtellen; vergebens brüllte der dirigirende Bürgermeiſter ſein: „Silentium!" man hörte nicht auf ihn und er mußte endlich die Stadt-Soldaten herbey rufen und die Rädelsführer verhaften laſſen.

Dieſe ſtrenge Maßregeln ſtellten ſogleich die allgemeine Ordnung wieder her. Mit kläglichen Geberden erſchien aber nunmehr der Herr

Director Lämmlein auf der Bühne und stellte dem geehrten Publicum aufs beweglichste vor: wie er durch die Arretierung seines Haupt-Acteurs, der bis nach ausgemachter Sache auf der Hauptwache verbleiben müsse, außer Stand gesetzt sey, das Stück weiter spielen zu lassen.

Ein neuer Tumult war die Folge dieser Erklärung. Man forderte mit Ungestüm das erlegte Eintrittsgeld zurück, und da die Direction diese Forderung unmöglich erfüllen konnte, indem sich einige Creditoren, jüdischer Confession, aus löblicher Vorsicht bey der Casse placirt und das eingekommene Geld gleich in Empfang genommen hatten, so mußte der Director, auf den alles einstürmte, endlich versprechen: daß jeder anwesende Zuschauer eine Contremarque erhalten solle, die ihm den freyen Eintritt zur nächsten Vorstellung zusicherte. Dieser billige Vorschlag wurde angenommen und jeder ging nun ruhig nach Hause.

Einige Tage darauf wurde das Kotzebuesche Lustspiel: die Indianer in England gegeben und ich debütirte in demselben als Ja-

ir. Dieſe Rolle, welche meinen damaligen Empfindungen ganz beſonders zuſagte, ſpielte ich ohne alle Künſteley, aber mit deſto mehr Wärme und Natur, und hatte das Glück den lauteſten Beyfall einzuernten. Hierdurch aufgemuntert, würde ich die theatraliſche Laufbahn vielleicht nie wieder verlaſſen haben, wenn nicht ein Umſtand, der ſich bald darauf ereignete, meinem Schickſal eine andere Wendung gegeben hätte.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Ein nie geträumtes Glück wird mir zu Theil.

Als ich nehmlich einige Tage nach meinem Debüt des Morgens aus unſerm Gaſthofe gehen wollte, begegnete mir eine bejahrte Frau, die mich mit ſchlauer Miene auf die Seite zog und mir verſtohlen ein Billet in die Hand drückte. Ich öffnete und las:

„Wenn Sie ein fühlendes Herz im Bu-
„sen tragen und Liebe mit Liebe zu erwie-
„dern geneigt sind, so finden Sie sich heut'
„Abend, wenn es dunkel zu werden be-
„ginnt, an der Thür des H**schen Kirch-
„hofs ein. Ueberbringerin dieses wird Sie
„dort erwarten und an einen Ort geleiten,
„wo treue Liebe Ihrer harrt."

Einen Augenblick unschlüssig, ob es auch rathsam sey der lockenden Einladung Folge zu leisten, wollte ich von der Alten erforschen, wer ihre Gebieterin sey. Sie ließ sich jedoch auf nichts ein, sondern rieth mir bloß, ein Glück nicht von der Hand zu weisen, nach welchem Tausende meines Geschlechts begierig haschen würden; auch schärfte sie mir noch das tiefste Stillschweigen über den ganzen Vorgang ein. Ich versprach, mich einzufinden und die Alte entfernte sich, ohne meine Neugierde im geringsten befriediget zu haben.

Das Abentheuer, dem ich entgegen sahe, interessirte mich ungemein und fast zählte ich die Minuten bis die erwartete Stunde schlug.

Die Einladung selbst, von weiblicher Hand auf das schönste Velinpapier mit goldenem Rande geschrieben und von Rosenessenz duftend, schien wenigstens so viel zu verrathen, daß eine Dame von Stande ihr Auge auf mich geworfen habe und vermehrte noch die Spannung, in der ich mich befand.

Ich fand meine Wegweiserin an dem bezeichneten Orte und folgte ihr über den schauerlich-öden Kirchhof und durch ein Hinterpförtchen, das blos für uns geöffnet, aber gleich wieder verschlossen wurde. Wir schlugen nun einen wenig betretenen Fußsteig ein, der Anfangs über Wiesen und weiter hin durch ein freundliches Birkenwäldchen führte. Am Ausgange des Gehölzes hielt ein schöner mit vier Pferden bespannter Wagen. Wir stiegen ein und fuhren im schnellen Trabe weiter. Eine Stunde mochte ungefähr verstrichen seyn, als der Wagen an dem Ufer eines Sees still hielt. Eine geschmackvolle Gondel nahm uns auf und setzte uns am jenseitigen Ufer aus, wo ein ältlicher Mann, der mit meiner Begleiterin sehr

bekannt zu ſeyn ſchien, mich empfing und in ein nah' gelegenes prachtvolles Luſtſchloß führte. Der erhabene Säulengang der zu der Pforte dieſes kleinen Pallaſtes führte, die marmornen Wände der Vorhalle, die koſtbaren Tapeten und Fußteppiche, die reichen Meublen und Zimmerverzierungen, kurz Alles bewies deutlich, daß fürſtliche Pracht hier einheimiſch ſey. Mein neuer Begleiter rieth mir, ein erquickendes Bad zu nehmen, das er für mich bereitet habe und führte mich in eine Badeanſtalt, die in einem Seitenflügel des Luſtſchloſſes, im orientaliſchen Geſchmack, angelegt war. Lieblich duftete mir der Inhalt des marmornen Beckens entgegen und froh wie ein König warf ich mich in die kriſtallene Fluth.

Als ich wieder aus dem Bade geſtiegen war, fand ich meine Kleider durch neue, ungleich ſchönere erſetzt, die zu der Pracht, welche hier überall herrſchte, paßten und mit den gewählteſten Parfümerien benetzt zu ſeyn ſchienen.

Kaum hatte ich mich von meinem Erſtau-

nen erholt, als ſchon eine neue Ueberraſchung meiner wartete. Ein bezaubernder Geſang wurde in den benachbarten Zimmern hörbar. Wie eingewurzelt ſtand ich und wagte es kaum Athem zu ſchöpfen, denn noch nie hatte ich eine ſo hinreiſſende Fertigkeit im Vortrage zu bewundern Gelegenheit gehabt. Endlich ſiegte meine Neugierde ein Weſen kennen zu lernen, dem ſo liebliche Töne zu Gebote ſtanden. Lauſchend ſchlich ich durch die offen ſtehenden Thüren mehrerer Zimmer, bis ich die holde Sängerin ſelbſt erblickte.

In einem ſchwach erleuchteten Salon lag ſie, ein weibliches Weſen von überirdiſcher Schönheit wie mir es ſchien, auf türkiſchem Polſter ruhend und griff mit bezaubernder Anmuth in die Saiten einer Laute. Herablaſſend und freundlich hieß ſie den Eintretenden willkommen, nöthigte mich an ihrer Seite Platz zu nehmen und zog mich, da ich verlegen zögerte, mit ſanfter Gewalt zu ſich hin. Durch ihr einnehmendes beredtes Weſen wußte die holde Zauberin meine Blödigkeit nach und nach zu verſcheuchen.

Sie gestand mir, daß sie mich neulich auf dem Theater gesehen, sogleich lieb gewonnen und den Entschluß gefaßt habe, auf diese seltsame Art meine nähere Bekanntschaft zu suchen.

Lächelnd geleitete mich die Verführerin in ein anderes Zimmer, wo bereits ein Tischchen für zwey Personen gedeckt stand. Wir nahmen Platz und labten uns durch ein Mahl, an dem auch der verwöhnte Gaumen eines leckern Fürsten gewiß keinen Tadel gefunden haben würde. Daß auch die köstlichsten Weine dabey gereicht wurden, versteht sich von selbst und meine gütige Wirthin machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, mir fleißig einzuschenken.

Bey dem hellern Licht, das ein prachtvoller Kronleuchter im Speisezimmer verbreitete, hatte ich nun Gelegenheit die Dame, deren Herz ich zu rühren so glücklich gewesen war, genauer zu betrachten. Sie erschien mir zwar jetzt minder reitzend als vorher, denn ich sahe nun wohl, daß der Zauber frischer Jugendblüte, bereits von ihr gewichen war und daß sie in den Dreyßigen schon ziemlich weit vorgerückt seyn moch-

te; demungeachtet aber war ſie noch in mehr als einer Hinſicht ſehr liebenswürdig zu nennen. Ein ſchlanker Wuchs, ein üppig voller Buſen, ein blendend weiſſer Teint, ein rundes volles Geſicht, auf dem Geſundheitsfülle blühete, eine gut geformte römiſche Naſe, ſchön gelocktes braunes Haar und Augen, die groß und ſprechend allen Männern den Krieg zu erklären ſchienen — dieß alles zuſammen genommen, mußte allerdings einen lebhaften Eindruck auf mich machen. Dabey war ihre Kleidung zwar etwas phantaſtiſch, aber darum nicht ohne Geſchmack und in hohem Grade verführeriſch gewählt. Ein griechiſches Gewand, aus dünnem Mouſſelin verfertigt, hoch aufgeſchürzt und nur durch einen Gürtel zuſammen gehalten, war alles, was ihren Leib umſchloß. Ihre Schuhe glichen den Sandalen, die bis an die Wade hinauf mit Bändern feſt geſchnürt wurden und im Haar, das größtentheils in natürlichen Locken über die Schultern herab rollte, trug ſie Brillanten von ſeltener Größe.

Der Genuß des Weins verſetzte mich in die

heiterſte Stimmung von der Welt. Alle Blödigkeit, die früher durch den Glanz, der meine Gönnerin umgab, erzeugt worden war, verſchwand. Ich ſahe in ihr nur noch das liebenswürdige Weib und da meine Schöne, in deren Plan es keineswegs lag, mich in reſpectvoller Ferne von ſich zu erhalten, die Zudringlichkeit, mit der ich ſie zu beſtürmen anfieng, nicht zurück wies, ſondern im Gegentheil ſich ganz liebevoll und hingebend bezeigte, ſo wurde unſer Bund bald durch die höchſte Gunſt gekrönt, die Liebe nur zu ſpenden vermag.

In den Armen der Geliebten entſchlummert, fand ich mich am andern Morgen beym Erwachen ganz allein in einem prunkvollen ſeidenen Bette wieder und würde Alles, was ſich ſeit geſtern mit mir zugetragen hatte, für ein Spiel der Phantaſie, für einen ſchönen Traum gehalten haben, wenn nicht alle Gegenſtände, die ich erblickte, mich vom Gegentheil überzeugt hätten. Seit geraumer Zeit an magere Koſt und an ein Strohlager gewöhnt, vor kurzem noch froh, bey einer elenden wandernden Schauſpieler-

Truppe ein Unterkommen gefunden zu haben und nun auf einmal wie durch einen Zauberſchlag plötzlich in einen reichen Feenpallaſt verſetzt, wo jedes Bedürfniß auf eine Art befriedigt wurde, wie auch meine kühnſten Hoffnungen es nie zu träumen gewagt hatten, wünſchte ich im erſten Augenblicke nichts weiter, als daß dieß ſeltene Glück nur nicht eben ſo ſchnell wieder zerrinnen möchte, als es entſtand. Nichts deſto weniger war ich entſchloſſen, mein glänzendes Loos, ſo lange es nun währen möchte, nach Möglichkeit zu nutzen und mir als großer Herr recht gütlich zu thun. Ich zog auch ſogleich die ſeidene Klingelſchnur, die neben meinem Bette herab hing und begehrte von dem eintretenden Kammerdiener [es war der nemliche, der mich geſtern bis in das Bad begleitet hatte] eine Pfeife guten Knaſter und einige Becher Chokolate, nebſt Backwerk. Das Verlangte wurde mir ſogleich gebracht. Hierauf ließ ich mich ankleiden und wollte nun der Frau vom Hauſe meine Aufwartung machen, erfuhr aber zu meinem Erſtaunen, daß die Gräfin, der dieß Luſt-

ſchloß zugehörte, nicht hier, ſondern auf einem ihrer benachbarten Güter wohne und ſchon dieſen Morgen in aller Frühe wieder dahin abgereiſet ſey.

Den Namen der Gräfin wollte der ſchlaue Alte mir nicht beichten und eben ſo wenig konnte ich von ihm erfahren, in welcher Gegend ich mich eigentlich befand. Er ſagte mir bloß, ſeine Gebieterin ſey eine ſehr reiche Dame, die es mir gewiß an nichts fehlen laſſen werde, ſo lange ich mich nemlich in ihrer Gunſt zu erhalten verſtände. Für alle nur erdenkliche Bequemlichkeiten ſey übrigens geſorgt. Vorräthe der ausgeſuchteſten Speiſen und Getränke wären vorhanden und dürfe ich nur befehlen, was ich zu genießen wünſche. Endlich fügte er noch hinzu, daß die ganze untere Etage des Luſtſchloſſes zu meiner Diſpoſition ſtehe, daß ich auch in den daran ſtoßenden Garten promeniren, die Bibliothek der Gräfin benutzen, den Vögeln und Fiſchen nachſtellen, kurz alles zu meiner Unterhaltung thun könne was mir beliebte.

Zuerſt machte ich mich nun auf den Weg, um

um alle die Herrlichkeiten in Augenſchein zu
nehmen, deren Benutzung mir erlaubt war.
Die Zimmer, durch welche ich ging, übertrafen
an Pracht Alles, was ich bis dahin geſehen
hatte. Die Meublen waren aus den koſtbarſten
fremden Holzarten verfertigt, die Fußböden
künſtlich getäfelt und mit koſtbaren Teppichen
belegt, die Wände mit den ſchönſten Tapeten
bezogen und noch überdieß mit Oehlgemälden
der berühmteſten Meiſter behängt. Geſchmack-
volle Kronleuchter, reich mit Bronze verziert,
ſchwebten unter künſtlich ausgemalten Platfonds
und wohin man blickte, ſahe man ſein Ebenbild
in Spiegeln von ſeltener Größe, die von der
Decke bis an den Fußboden herab reichten.
Der Garten, auf engliſche Art angelegt, gewährte
den ſchönſten Spaziergang. Dunkle Alleen und
ſchattigte Lauben wechſelten mit freundlichen
Grasplätzen, mit überraſchenden Ausſichten, mit
Springbrunnen und Waſſerfällen auf das ange-
nehmſte ab, und Pavillons, Grotten und Sta-
tüen, mit Geſchmack vertheilt, erhöheten noch

den Werth eines Ganzen, das wirklich fürstlich genannt zu werden verdiente.

Ein hoher Berg, am Ausgange des Parks, gewährte eine paradiesische Aussicht in die ganze umliegende Gegend, wo Feld und Wald, und Dörfer und Viehweiden, durch ein Ungefähr malerisch schön geordnet, sich übersehen ließen.

Ich schwelgte in den Anblick dieser Naturschönheiten versunken, doch wurde ich bey dieser Gelegenheit auch gewahr, daß das Lustschloß, in welches mich meine Schöne versetzt hatte, auf einer Insel erbauet und rings umher von einem großen Landsee umgeben war, der mich von der übrigen bewohnten Welt trennte, während ich und meine Dienerschaft, die einzigen Bewohner dieses kleinen Elysiums ausmachten.

Unaufhörlich mit dem Anschauen der Herrlichkeiten beschäftigt, die mich umgaben, verstrich mir der Tag so schnell, wie sonst eine froh durchlebte Stunde. Schon blickte der Vollmond freundlich durch die Gipfel der Bäume und noch immer konnte ich nicht müde wer-

den im Garten zu luſtwandeln. Eben war ich damit beſchäftigt, mein Schickſal zu überdenken und unwillkührlich floß mein Herz von Dankgefühl über, ſo oft ich an die Spenderin des unverdienten Glückes dachte, das mir ſeit geſtern zu Theil geworden, da ſtand die Gräfin ſelbſt, einer Gottheit gleich, ganz unerwartet vor mir. Sie hatte den ſchönen Abend genutzt ihr reizendes Eiland zu beſuchen und fragte mich mit bezaubernder Freundlichkeit, wie ich mit dem Aufenthaltsorte zufrieden ſey, den ſie für mich auserſehen. Innig gerührt ſank ich ihr zu Füßen, drückte ihre Hand an meine Lippen und ſtammelte Worte des Danks, aber herablaſſend und gütig hob ſie mich auf und ſchloß mich in ihre Arme. Sie verbat jede Beobachtung des Ceremoniells, ſo bald wir allein wären und erlaubte mir ſogar, ſie unter vier Augen bey ihrem Vornamen: Franziska und Du zu nennen. Hand in Hand gingen wir zu einer Raſenbank, die am Ufer des Sees angelegt war, in deſſen glatter Fläche, vom Vollmond erleuchtet, die ganze umliegende Gegend ſich ſpiegelte.

Wir ſetzten uns und die Gräfin theilte mir, nicht ohne anſcheinende Rührung, einiges von den Verhältniſſen ihres Lebens mit. Freudenleer, ſagte ſie, ſey die Zeit ihrer frühen Jugend verſtrichen und jetzt, da das Glück ihr Geld und Gut im Ueberfluß zugetheilt habe, ſtehe ſie allein da, voll Sehnſucht nach einem gleich geſtimmten Herzen, an das ſie liebend ſich anſchließen könne. Da ſey der Gedanke ihr in den Sinn gekommen, einen Jüngling ganz ohne Vermögen an ihren Glücksgütern Theil nehmen zu laſſen, in der Hoffnung, daß vielleicht in einem dankbaren Gemüth nach und nach ein Gefühl entſtehen könne, das der Liebe nahe käme und ihr erſetzte, was ſie in der großen Welt bisher vergebens geſucht.

Durch dieſe und ähnliche ſchwärmeriſche Anſichten, in denen ich überall den Stempel des reinſten Edelſinns zu erblicken glaubte, wußte die ſchlaue Gräfin mein argloſes Herz dergeſtalt zu rühren, daß ich ihr ewige Liebe ſchwur. Ich rief, im Ausbruch des innigſten Gefühls, die ganze Natur, die uns in majeſtätiſcher Pracht

umgab, zum Zeugen dieſes Schwurs und eine heiſſe Umarmung beſiegelte den ſchon geſchloſſenen Bund aufs neue.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Ich betrachte mein Glück mit andern Augen und ſpinne einen neuen Liebeshandel an. Abermalige Flucht, nebſt ſeltſamer Hochzeit und dem Schickſal das mich in der Brautnacht betraf.

Dieß innige Verhältniß dauerte mehrere Monate fort. Faſt jeden Abend, wenn die Witterung es verſtattete, kam die Gräfin von ihren nah gelegenen Gütern herüber und oft fand uns der erſte Strahl der aufgehenden Sonne noch traulich bey einander. Seltener ſprachen wir uns in dem darauf folgenden Winter, denn nur bey guter Schlittenbahn kam meine Gebieterin zuweilen, ihr reitzendes Eiland zu ſehen, das auch in den Schmuck des Winters gehüllt, ſich

maleriſch ſchön ausnahm. Dieſe ſparſamen Beſuche trugen nicht wenig dazu bey, das Liebesverſtändniß zwiſchen der Gräfin und mir, noch im Reiz der Neuheit zu erhalten, und wenn gleich in den trüben Wintertagen die Langeweile mich oft zu beſchleichen anfieng, ſo fand ich doch in der Bibliothek, die beſonders eine Auswahl der beſten Romane enthielt, Unterhaltung genug, ſo daß ich noch immer keine Veränderung meiner Lage zu wünſchen Urſach hatte. Das nächſte Frühjahr änderte jedoch Alles. Die Gräfin beſchloß nemlich einige Monate hindurch ihr Sommer-Palais zu bewohnen und langte auch wirklich mit einem kleinen Gefolge ihrer Dienerſchaft an. Das tägliche Beyſammenſeyn mit der Dame meines Herzens, erzeugte aber bald, vorzüglich bey mir, eine gewiſſe Lauheit der Empfindungen, die ſich um ſo leichter erklären läßt, wenn man in Anſchlag bringt, daß die Gräfin, bey entflohenem Jugendreiz, ſich noch immer, mit Hintenanſetzung aller zarten Weiblichkeit, im Genuß der Liebe unerſättlich zeigte. Dabey ſahe ich mit jedem Tage

deutlicher, daß alle Reize, die mich früher an
hr bezauberten, größtentheils nur in Toiletten-
künsten ihren Grund hatten. Die langen brau-
nen Locken, die ich im Rausch der Verblendung
oft seidenartig nannte, waren durch Kunst er-
setzt, um das eigene Haar der Gräfin zu ver-
bergen, das schon ins Graue spielte. Die vollen
Reihen perlengleicher Zähne waren falsch, der
zarte Teint, die blühend rothen Wangen nur
geschminkt, und angemalt die feinen blauen
Adern, die ich stets an ihrem Halse bewundert
hatte. Ohne diese künstlichen Hülfsmittel, deren
Anwendung täglich mehrere Stunden Zeit erfor-
derten, sahe die Gräfin im höchsten Grade ver-
lebt aus, und waren an ihr höchstens nur noch
die Spuren vormaliger Schönheit sichtbar.
Mehr als alles dieß trug aber ein neuer Liebes-
handel, den ich heimlich angesponnen hatte,
dazu bey, mir meine jetzigen Verhältnisse äußerst
drückend zu machen, und das glänzende Loos,
das ich früher erhascht zu haben glaubte, in
einem ganz anderen Lichte zu zeigen.

Lisette, der Gräfin Kammermädchen, war

eine niedliche Brünette von achtzehn Jahren, welche alle die Reize natürlich beſaß, die ihre Gebieterin nur zu erkünſteln ſich bemühte. Einige Blicke, die ich der ſchlauen Zofe zuwarf, wurden ſogleich verſtanden, und vergebens war es nun, daß uns die Gräfin den ganzen Tag über wie ein Argus bewachte, wir fanden dennoch Mittel uns ohne Zeugen zu ſprechen. Seit einem Jahre hatte ich von menſchlichen Geſchöpfen faſt nichts geſehen als die Gräfin und meinen alten Kammerdiener, kein Wunder alſo, daß die ſchalkhafte Soubrette mir doppelt reizend erſchien. Ich ſagte ihr, daß ſie ſchön ſey, und die Kleine lächelte ungläubig; ich ſagte ihr ferner, daß ich ſie liebe, ſie ſchlug mit verſtellter Scham die Augen nieder; ich wollte ſie umarmen, ſie ſträubte ſich nur ſchwach, und auf die Frage: ob ſie mich wohl wieder lieben könne, ſank ſie entzückt in meine Arme. Jeden Morgen ſahen wir uns bey dem Aufgang der Sonne im Garten, und während die alles gebietende Frau vom Hauſe noch ſüß ſchlummerte, ſprachen wir von nichts als von dem Glück unſerer ewigen Vereinigung.

Unerträglich wurde mir es nun, der Gräfin noch ferner Liebe zu heucheln, da ich bereits ein anderes Bild im Herzen trug, und Liſette, der mein Verhältniß zu ihrer Herrſchaft ebenfalls nicht angenehm ſeyn konnte, und die, wie alle Mädchen, gern je eher je lieber in den Eheſtand gehüpft wäre, gab mir nicht undeutlich zu verſtehen: daß es mit den bloßen Verſicherungen von Liebe und Zärtlichkeit nicht genug ſey, ſondern daß man auch ernſthafte Schritte thun müſſe, wenn man es aufrichtig mit einem Mädchen meinte. Wir fingen demnach an dieſen Gegenſtand ganz ernſtlich in Erwägung zu ziehen. Ich hielt es in meiner Argloſigkeit für das beſte, der Gräfin unſer Vorhaben zu entdecken, und um ihren Segen zu bitten, und hoffte in ganzem Ernſt, daß ſie aus Liebe zu mir, uns nicht allein mit einander verheirathen, ſondern auch zu unſerem weiteren Fortkommen behülflich ſeyn würde. Liſette hingegen war anderer Meinung. Sie kannte ihre Herrſchaft genauer und wußte wohl, daß unter ſolchen Umſtänden nichts mehr von ihr zu erlangen, im Gegentheil Haß

und Verfolgung die Frucht dieſer unweiſen Offenherzigkeit ſeyn würde. Sie rieth, je eher je lieber zu entfliehen, und als ich Beſorgniſſe, wegen eines ſicheren Broderwerbs äuſſerte, beruhigte ſie mich mit der Verſicherung: daß ſie im Putzmachen und in weiblichen Arbeiten aller Art ſehr geſchickt ſey, überdieß auch von einer Verwandten einen Schmuck ererbt habe, deſſen Werth ſo bedeutend ſey, daß wir eine Reihe von Jahren hindurch ſehr bequem davon leben könnten, binnen welcher Zeit ſich dann gewiß eine andere Erwerbsquelle für uns öffnen werde. Ich glaubte Alles aufs Wort, und betheuerte meinem Mädchen: daß ihr Beſitz, auch bey der magerſten Suppe, mich glücklicher machen werde, als die Gunſt der Gräfin bey fürſtlicher Koſt es vermocht habe. Der Abend des folgenden Tages wurde zu unſerer Flucht beſtimmt. Lisette hatte für Alles geſorgt. Jeder von uns packte ſich ein Bündel mit Wäſche und Kleidungsſtükken zuſammen, und kaum hatte die Gräfin ſich zur Ruhe begeben, ſo ließen wir uns durch einen Kahn, der ſchon bereit ſtand, über den See fah-

ren, und ſetzten dann zu Fuß unſere Flucht weiter fort.

Den folgenden Morgen hatten wir bey guter Zeit bereits vier Meilen zurückgelegt. So glücklich aber auch unſere Reiſe von ſtatten ging, ſo ſchien meine Braut doch von einer immerwährenden Angſt gequält, deren Grund ich mir nicht erklären konnte. Vergebens ſtellte ich ihr vor, daß die Gräfin, wenn ſie unſere Flucht erführe, ſich doch gewiß keine Mühe geben werde, uns einholen und wieder zurück bringen zu laſſen; aber umſonſt. Das furchtſame Mädchen zitterte bey jedem Geräuſch, glaubte beſtändig Verfolger hinter ſich zu hören, und ſuchte nur immer von der Landſtraße auf Nebenwege abzulenken, die ſie für ſicherer zu paſſiren hielt.

Unſerm entworfenen Plan gemäß, eilten wir nur vorerſt, um die nächſte Grenze zu erreichen. Im erſten Städtchen des benachbarten Landes wollten wir uns dann unverzüglich trauen laſſen, und nach der Hauptſtadt dieſes Reichs abreiſen, um dort einen Broderwerb auszumitteln und uns daſelbſt nieder zu laſſen.

Unangefochten paſſirten wir auch die Grenze, und erreichten am folgenden Tage glücklich die Stadt, in welcher, nach dem Vorgeben meiner Braut, ein Verwandter von ihr wohnen ſollte, der Prediger ſey, und gewiß ohne Weitläuftigkeit und Zeitverluſt unſere Hände in einander legen werde. Wir kehrten in einen Gaſthof von ganz niederem Range ein, und Liſette ging ſogleich aus, um die Trauung zu beſorgen, da der folgende Morgen ſchon zur Fortſetzung unſerer Reiſe beſtimmt war. Ich blieb indeſſen mit meiner Ungeduld allein, und ſtellte allerley erbauliche Betrachtungen über meine jetzige Lage an. Seit geraumer Zeit an Bequemlichkeit und Wohlleben gewöhnt, wollten mir die Strapatzen der Fußreiſe, und die magere Koſt, die es noch überdieß dabey gab, durchaus nicht behagen, und ich mußte mir ſelbſt geſtehen: daß die erſten Schritte zu dem erträumten Glück des Eheſtandes, nicht eben unter den anlockendſten Umſtänden geſchähen. Verdruß und üble Laune bemeiſterten ſich meiner vollends, da meine Braut über vier Stunden ausblieb, und ich nach ge-

ade wüthenden Hunger zu fühlen anfing. Gleichwohl wagte ich es nicht, mir von dem Wirth, bey dem wir eingekehrt waren, Speise nd Trank zu fordern, indem ich keinen Kreuzer Geld bey mir führte. Die Gräfin hatte mich emlich in ihrem romantiſchen Sommerpallaſt it allem Möglichen, nur nicht mit Geld ver- hen, da ich es in der dortigen Einſamkeit urchaus nicht gebrauchen konnte, und meine nige Geliebte trug nicht bloß den vergeblich erbten Schmuck, ſondern auch die ganze Bar- haft bey ſich. Schon brach die Nacht herein, nd ich fing ſchon an der marternden Beſorgniß aum zu geben: daß meiner Braut vielleicht n Unglück zugeſtoßen ſey, oder daß ſie mich ohl gar böslich verlaſſen habe, als ſie doch ndlich zurück kam. Sie ſchien ſehr vergnügt, erſicherte mich: ihr Vetter ſey nicht bloß be- it uns ſogleich zu trauen, ſondern habe auch nſtalt zu einem frugalen Abendeſſen gemacht, nd wolle uns die Nacht über bey ſich beher- rgen. Wir verließen alſo ſogleich unſern Gaſt- of, und zogen mit ſämmtlichem Gepäck zu dem ütigen Herrn Vetter.

Ehen werden im Himmel geſchloſſen, dachte ich ſeufzend bey mir ſelbſt, als ich mich vier ſteile Treppen hinauf arbeiten mußte, bevor ich bis in die Wohnung des Seelenhirten gelangen konnte. Unſer Herr Vetter, der, die ſteife ſchwarze Kleidung und die altväteriſche Perücke abgerechnet, wie ein Erzwindbeutel ausſahe, und uns auch gleich bey dem Empfange mit ſehr weltlichen Reden und platten Späßen bewillkommte, führte uns in ein düſteres Zimmer, das die Brautkammer vorſtellen ſollte. Außer einem Tiſche, ein paar Stühlen und einem ärmlichen Bett, das nach dem Hochzeitſchmauſe die Neuvermählten aufnehmen ſollte, war hier nichts von Meubeln zu entdecken, ſo wie denn überhaupt Unreinlichkeit und Dürftigkeit aus allen Ecken ſchielten. Wir machten in der Eile ein wenig Toilette. Meine Braut ſetzte ſich ſelbſt einen ſtattlichen Myrtenkranz auf, und wir gingen ſodann zu unſerm Wirth hinüber. Dieſer ſtellte uns ein halbes Dutzend junger roher Burſche vor, die er ſeine Freunde nannte, und als Zeugen bey unſerer Verbindung eingeladen zu

haben vorgab. Hierauf ſchritt er ohne weiteres zum Trauactus ſelbſt, nachdem er zuvor der anweſenden Geſellſchaft bekannt gemacht: daß man es heut' mit ſeiner Rede ſo genau nicht nehmen müſſe, indem er ſie ohne alle Vorbereitung zu halten gezwungen ſey. Dieſe verläufige Entſchuldigung war auch in der That ſehr nöthig, denn eine elendere Traurede iſt wohl noch nie gehalten worden, als die, mit der unſer Herr Vetter auftrat. Er verwickelte ſich unaufhörlich, blieb einmal über das andere ſtecken, und da die rohen Burſche, die man als Zeugen eingeladen hatte, beſtändig Grimaſſen ſchnitten, der Redner ſelbſt auch nur mit Mühe das Lachen zu verbeißen ſchien, ſo eilte er nur den Sermon abzukürzen, ließ die Ringe wechſeln und ertheilte uns den Segen. Die ſittenloſen Hochzeitgäſte fielen jetzt gleich einem Schwarm unverſchämter Fliegen über uns her und ſtatteten ihre Glückwünſche ab, wobey ſie ſich die plattſten Späße und unzarteſten Anſpielungen erlaubten. Der Herr Prediger unterbrach endlich das Getöſe mit der Erklärung: daß wir

nunmehr kreuzfidel ſeyn und alles Geiſtliche bey Seite ſetzen wollten. Man möchte ihm daher erlauben, ſeinen Ornat abzulegen, denn ihm ſey, wie er ſich ausdrückte, niemals wohler, als wenn er den ſchwarzen Kittel an den Nagel hängen könne. Einſtimmig wurde ihm dieſe Erlaubniß ertheilt, worauf er ſich entfernte und in einem ſimpeln Ueberrock zurück kam. Sehr auffallend mußte mir es aber ſeyn, als gleich nachher noch ein Hochzeitgaſt eintrat, der, wie ich in der Folge erfuhr, Leichenbitter des Städtchens war und den nemlichen ſchwarzen Rock, die nemliche Perücke, kurz vom Kopf bis auf die Füße, dieſelbe Kleidung trug, in welcher unſer Herr Vetter vor wenigen Augenblicken den Trauaktus vollzogen hatte. Alles was um mich her vorging, wurde mir immer räthelhafter.

Wir ſetzten uns an den Tiſch, und wenn ich gleich nach allem was mich umgab, auch zu der Küche unſers Herrn Vetters kein ſonderliches Vertrauen haben konnte, ſo mußte es mir, der an ſo leckere Koſt gewöhnt war, dennoch ſonderbar

erbar vorkommen, an meinem Ehrentage mit
ichts weiter als mit einem Eierkuchen bewir-
het zu werden, der an Größe und Dicke einem
Mühlstein und an Consistenz dem sämischen
Leder wenig nachgab. Von Getränken wurden
loß Brandwein und Weißbier gereicht. Je
weniger mir und meiner Braut diese Kost be-
agen wollte, desto trefflicher ließen es sich die
ibrigen Gäste schmecken. Der Brandwein fand
esonders starken Abgang und der übermäßige
Genuß desselben hatte die Folge, daß das Fest
ald in wilde Bacchanalien ausartete. Die be-
auschten Zechbrüder sangen Studentenlieder
nd tobten dabey so fürchterlich, das die ganze
Nachbarschaft aus dem Schlaf geweckt wurde.
Zum Glück dauerte jedoch der Spektakel nicht
ange, denn noch ehe eine Stunde verflossen war,
agen die sämtlichen Hochzeitgäste, der eine in
iesem, der andere in jenem Winkel des Zim-
ners und schlummerten ihrer Sinne unbewußt.
Selbst unser Wirth und Vetter machte für sei-
e Person keine ehrenvolle Ausnahme von der
Zügellosigkeit, die hier vorherrschte, im Gegen-

theil war er einer der Ersten gewesen, die den Folgen der Trunkenheit unterlagen.

Herzlich froh dem Lärmen endlich ein Ziel gesetzt zu sehen, schlang ich meinen Arm um die Auserwählte und war eben im Begriff die Erröthende in das heimliche Brautgemach zu führen, als ein schadenfroher Zugwind das einzige Licht auslöschte, das auf unserer Hochzeittafel brannte. Im Dunkeln, die erloschene Kerze in der Hand, mußte ich nun einen beschwerlichen Zug durch das Haus unternehmen, um wo möglich bey einem der übrigen Mitbewohner noch Feuer zu finden. Nicht ohne Mühe und Gefahr tappte ich einige Treppen hinab und erblickte eine Thür, durch deren Spalte mir noch helles Licht entgegen schimmerte. Ich klopfte sogleich an, aber indem ich die Thür öffnete und in das Zimmer treten wollte, wurden plötzlich alle Lichter zugleich ausgeblasen. Späterhin erfuhr ich, daß sich hier jeden Abend eine Gesellschaft versammelt und mit unerlaubten Hasardspielen die Zeit verkürzt hatte. Da diese Herren nun mitten in der Nacht an

die Thür klopfen hörten, fürchteten ſie wahrſcheinlich von Polizeyofficianten überraſcht zu werden und verfinſterten ſchnell das Zimmer, um in der Dunkelheit Mittel zur Flucht zu finden.

Ohne dieſen eigentlichen Zuſammenhang errathen zu können, war mir es ſehr verdrießlich, mich ſo nahe am Ziele meiner Hoffnung getäuſcht zu ſehen und ich konnte nicht umhin im Unmuth zu äußern, daß es ſehr unartig ſey, bey jemandes Eintritt die Lichter auszulöſchen. Statt aller Antwort erhielt ich von unbekannter Hand ein paar derbe Ohrfeigen und wurde mit ſolcher Heftigkeit zum Zimmer hinaus und die nahe dabey befindliche Treppe hinab geworfen, daß eine Thür im unteren Stockwerk, gegen welchen ich fiel, aufſprang und ich mit fürchterlichem Gepolter bis mitten in die Stube ſtürzte. „Hilf Himmel:" ſchrieen ein paar Eheleute, die hier ruhig ſchliefen, ſprangen halb nakt aus dem Bette und in ein Nebenzimmer, das ſie hinter ſich verſchloſſen.

Als ich wieder zu mir ſelber kam, hörte ich

wie das entſtehene Ehepaar im anſtoßenden Zimmer laut betete und geiſtliche Lieder ſang. Ich raffte mich, ohne durch den Fall verletzt zu ſeyn, vom Boden empor und kam glücklich bis auf den Hof. So viele Fenſter ich hier aber auch überſehen konnte, ſo war doch nicht ein einziges mehr erleuchtet und ſchon ſtand ich im Begriff unverrichteter Sache wieder umzukehren, als mir der ſchwache Schimmer einer ſo eben verlöſchenden Laterne in die Augen fiel, die noch im Kuhſtalle brannte. Ich eilte darauf zu, hatte jedoch kaum den Stall betreten, als die Thür mit Gewalt hinter mir zugeſchlagen und verſchloſſen wurde. Ich hörte hierauf wie jemand auf dem Hofe an ein Fenſter klopfte und mit bariſcher Stimme rief: „Heh! Chriſtian! Kaſpar! Niklas! geſchwind ſteht auf, ich habe den Halunken erwiſcht! Jetzt helft mir nur geſchwind die Thür verrammeln, damit er uns nicht wieder entſpringt:" —

Mir wurde gar nicht wohl zu Muthe. Ich ſchlug an die Thür und bat, mich heraus zu laſſen, erhielt aber zur Antwort: daß man ſol-

chem Geſindel, das ſich des Nachts in die Ställe ſchleiche und dem Viehe etwas anthue, ſchon lange auflauere und mich dem peinlichen Gerichte überliefern werde, um mir als Hexenmeiſter den Proceß machen zu laſſen.

Chriſtian, Kaſpar und Niklas, die als Succurs aus dem Schlaf geweckt worden waren, eilten nun auch herbey und bemüheten ſich mit vereinten Kräften, den alten baufälligen Stall, wo möglich in eine undurchdringliche Citadelle umzuſchaffen. Vergebens betheuerte ich mit lauter Stimme, in keiner andern Abſicht gekommen zu ſeyn, als um mir ein Licht anzuzünden. Vergebens ſtellte ich vor, daß ich mich ja legitimiren könne, indem ich im Hauſe ſelbſt bey meinem Vetter den Herrn Prediger logiere, der zwar für den Augenblick ein wenig benebelt ſey, aber doch nicht unterlaſſen werde, meine Unſchuld zu bezeugen. Statt meinen Betheuerungen Glauben beyzumeſſen, lachte mich das Belagerungs-Corps aus und meinte, ſo lange das alte Haus ſtehe, habe noch kein Prediger darinnen gewohnt. In der Angſt

meines Herzens ſtieg ich auf einen Tiſch, öffnete das Stallfenſter und wollte die Unmenſchen nochmals beſchwören, einen Neuvermählten doch nicht ſo grauſam um die Freuden der Brautnacht zu prellen, aber ohne mich zu Worte kommen zu laſſen, rannte einer von den Kerls mit einem großen Hebelbaum auf mich los und würde mir in der Erbitterung gewiß den Schädel eingeſchlagen haben, wenn ich meinen Kopf nicht eilig zurück gezogen hätte. Ich war auſſer mir, aber es half einmal nichts, ich mußte mich in mein Schickſal fügen und eine Nacht, die ich in den Armen der Geliebten zu durchſchwelgen dachte, im ſchmutzigen Kuhſtalle zubringen.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Ich erneuere eine alte Bekanntſchaft und bekomme über manche Verhältniſſe Licht, die mir früher unbegreiflich geweſen waren.

Mit Anbruch des Tages wurden Anſtalten getroffen, mich dem Criminal-Gericht zu übergeben und da ich den abergläubigen Kleinſtädtern ein äuſſerſt gefährlicher und verſchmitzter Menſch zu ſeyn ſchien, ſo begnügte man ſich nicht bloß damit, mir die Hände auf den Rücken zu knebeln, ſondern befeſtigte auch noch lange Stricke an meinen Armen und Beinen, an welchen ich von handfeſten Kerlen geführt wurde, während ein ganzer Troß Ackerbürger, mit alten verroſteten Degen bewaffnet, mich in ihre Mitte nahmen. So ſetzte ſich der Zug vom Kuhſtalle aus in Bewegung und langte unter fürchterlichem Andrang von Zuſchauern im Stadtgefängniſſe an.

Daß ich mich nun hier mit meiner jungen Frau wieder unter einem Dache befinden würde, war ein Zufall, den ich mir nicht hätte

träumen laſſen, und doch verhielt es ſich wirklich ſo, denn ſie war, wie ich nachher erfuhr, in der nemlichen Nacht von der Polizey des Orts aufgehoben und ſchon einige Stunden vor mir in das Stadtgefängniß abgeliefert worden.

Die Gräfin ließ uns nemlich, ſo bald ſie unſere Flucht erfuhr, durch Steckbriefe verfolgen, weil ihr Liſette den vorgeblich ererbten Schmuck heimlich entwendet hatte. Durch reitende Boten wurden die Signalements ſehr ſchnell bis über die nahe Grenze befördert und da ein bedeutender Preis auf die Habhaftwerdung meiner Braut geſetzt worden war, ſo verdoppelte die Polizey ihre Aufmerkſamkeit und entdeckte unſern Aufenthalt bey dem Herrn Meyer. Liſette hatte übrigens ihr Vergehen ſogleich eingeſtanden, zugleich aber auch erklärt: daß ich an dem ganzen Frevel unſchuldig, im Gegentheil bloß durch ſie zur Flucht überredet worden ſey, und da das, was ich der Wahrheit gemäß im Verhör ausſagte, auf genauſte damit übereinſtimmte, ſo bewachte man mich

uch nicht ſo ſtrenge, wie meine junge Frau,
ie in einem andern Flügel des Gefängniſſes
aß und mir ſeitdem nie wieder vor Augen ge-
ommen iſt.

Nicht wenig war ich überraſcht in dieſer
Wohnung des Jammers auch einen alten Be-
annten, den Herrn Luchs anzutreffen, deſſen
ch meine Leſer aus dem zwanzigſten Kapitel
rinnern werden. Nach der erſten Bewillkom-
nung konnte er ſich nicht enthalten, mir bittere
Vorwürfe zu machen, weil ich ihn damals in
er Schenke heimlich verlaſſen und das Weite
erſucht hatte. Ich fragte ihn, wie viel er denn
n jenem Tage dem Schenkwirth für die Zeche
nbe entrichten müßen, aber ich erfuhr von
m, daß dieſe Schuld noch immer unbezahlt
e, und wahrſcheinlich auch bis an den jüng-
en Tag unbezahlt bleiben werde, indem er,
en ſo wie ich, einen kühnen Sprung aus
em Fenſter gewagt und ſich auf dieſe Art der
ahlungsverbindlichkeit entzogen habe.

Wir theilten nun einander die Schickſale
it, die uns während unſerer Trennung be-

treffen. Herr Luchs konnte gar nicht aufhören mich einen Thoren zu ſchelten, daß ich, um eines Mädchens willen, die Gräfin verlaſſen hatte und wieder in die weite Welt gegangen war. „Herr!“ — rief er ganz erhitzt aus — „wenn ich jetzt noch ein fünf und zwanzig Jahre jünger und auf freyen Füßen wäre, gleich ginge ich zur Gräfin und trüge mich ihr an. Auch würde ich kein Narr ſeyn und davon laufen: mich ſollte ſie gewiß zu Tode füttern. Und träte der Fall ein, daß ſie meiner überdrüſſig wäre und ſich von mir zu trennen wünſchte, ſo müßte ſie ſich mit ſchwerem Gelde los kaufen, oder ich würfe ihr einen Proceß an den Hals und proſtituirte ſie ſo in allen öffentlichen Blättern, daß ſie vor Scham die Augen nicht mehr ſollte aufſchlagen können.“ —

In dieſem Tone redete Herr Luchs noch eine geraume Zeit fort. Er rieth mir, auf der Stelle einen Proceß mit der Gräfin anzufangen, erbot ſich, ob gleich ſeiner Freyheit beraubt, dennoch meine Sache zu führen und forderte pro studio et labore nicht mehr als die Hälfte

der zu erlangenden Abstands-Summe. Ich that alles Mögliche um den erhitzten Juristen nur von seinem Steckenpferde herunter zu bringen und bat ihn, mir doch die Data mitzutheilen, die ihn seit unserer Trennung betroffen hatten. Er erzählte mir nun, wie er, seinem damaligen Vorsatz getreu, in Angelegenheiten des A** schen Tuchmacher-Gewerks nach der Residenz gereis't sey, um den Räthen des obersten Tribunals die Köpfe zurecht zu setzen. Da diese Herren nun wider Vermuthen seinen Vernunftgründen durchaus nicht hätten Gehör geben wollen, so wäre er endlich genöthigt gewesen, in seiner Kernsprache zu ihnen zu reden. Dieß energische Verfahren habe nun zwar große Sensation hervorgebracht, doch sey der Gerichtshof dadurch veranlaßt worden, sich auf der Stelle seiner Person zu versichern. Hierauf habe man ihm als einen unruhigen gefährlichen Menschen den Proceß gemacht und ihn nach einigen Monaten mit der Weisung: sich bey harter Strafe nie wieder in den S** schen Staaten blicken zu lassen, über die Grenze ge-

bracht. Gestergestalt von seinem Vaterlande ausgestoßen, sey er ins P * * sche gewandert, um hier sein Brod zu suchen. Der bekannte Bauernaufstand habe ihm auch eine Zeit lang Beschäftigung und Broderwerb verschafft, da aber nachher aus der Untersuchung hervorgegangen sey, daß er die einfältigen Landleute eigentlich schwierig gemacht habe, um sie zu einem Processe gegen die Regierung zu vermögen, so sey er auch hier festgesetzt worden und müsse nun von der Gnade des Königs die fernere Bestimmung seines Schicksals erwarten.

Acht Tage mochte ich ungefähr im Gefängnisse zugebracht haben, als ich ganz unerwartet in die Gerichtsstube gerufen ward. Außer dem Richter befand sich noch ein Herr gegenwärtig, der, wie ich bald darauf erfuhr, ein Abgesandter der Gräfin war. Der Richter kündigte mir zu meiner nicht geringen Freude an, wie ich auf Verwenden der Gräfin meines Arrestes entlassen werden solle und sogleich gehen könne wohin es mir beliebte. Eben so wurde mir noch bekannt

gemacht, daß die Ehe, welche ich vor kurzem geschlossen zu haben glaubte, durchaus ungültig sey. Der angebliche Vetter meiner Braut, der die Trauung verrichtete, war nichts weiter, als ein relegirter Student, der gegen ein billiges Honorar den Pastor gespielt und für diese niederrechtliche Handlung ebenfalls noch seine Strafe zu erwarten hatte.

Lisette hoffte nemlich bey unserer Entweichung, unterweges einen Prediger zu finden, der es übernähme, uns heimlich zu trauen, und da sie sich in dieser ihrer Hoffnung getäuscht sahe, so hielt sie es — um mich je eher je lieber an sich zu fesseln, bevor ich einen solchen Schritt zu bereuen Ursach fände — für rathsam, die oben erwähnte Gaukeley mit mir vorzunehmen, damit ich wenigstens in den Wahn versetzt würde, als sey ich mit ihr verheirathet. Der Richter fügte noch hinzu: es bleibe mir zwar unbenommen, mich mit Lisetten in der Folge noch gesetzlich zu verbinden, doch könne dieß erst nach einigen Jahren geschehen, wenn

ſie die verwirkte Feſtungsſtrafe überſtanden haben würde.

Ich fühlte aber keinen Beruf in mir, der Verſorger einer verſchmitzten Diebin und Betrügerin zu werden, ſondern händigte vielmehr dem Richter ſogleich den bey der vorgeſpiegelten Trauung von Liſetten erhaltenen Ring ein und erhielt durch ſeine Vermittelung den meinigen zurück. Endlich ermahnte man mich noch ſehr ernſtlich, daß ich in Zukunft ſtets eines unſträflichen Lebenswandels befliſſen ſeyn ſolle, worauf ich dann förmlich entlaſſen wurde.

Der Abgeſandte der Frau Gräfin nahm nun das Wort. Es ſey, ſagte er, ſeiner Freundin ſehr ſchmerzhaft geweſen, die Erfahrung machen zu müſſen, daß ihre wohlwollenden Geſinnungen gegen mich, nicht dankbarer anerkannt worden wären, demungeachtet wolle ſie mir in meinem Wunſche, das Glück weiter in der Welt zu ſuchen, nicht entgegen ſeyn, ſondern habe ihm vielmehr den Auftrag gegeben, mir 400 Stück Ducaten als Reiſegeld zuzuſtellen. Dagegen lege es mir die Frau Gräfin

aber als unerläßliche Pflicht auf, über mein vormaliges Verhältniß mit ihr, das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten. Ich dankte für das anſehnliche Reiſegeld, gelobte den Befehl pünctlich zu erfüllen und ſchnürte eiligſt mein Reiſebündel, mit dem ich frohen Muthes die Stadt verließ.

Bevor ich in der Erzählung meiner Schickſale weiter gehe, kann ich nicht umhin, noch einige Aufſchlüſſe über die räthelhafte Frau zu geben, deren Wohlwollen ich früher eine fürſtliche Bewirthung und jetzt wieder ein ſo bedeutendes Geſchenk verdankte. Liſette hatte mir auf unſerer Flucht viel von ihr erzählt und über alles Licht gegeben, was ich vorher nicht hatte begreifen können.

Die Gräfin, meine Gönnerin, war nur von bürgerlicher Herkunft und hatte in früheren Zeiten als erſte Sängerin bey der italieniſchen Oper des Fürſten von S** geſtanden. Als ſolche gelang es ihr aber, das Herz des ſchwachen Landesherrn dergeſtalt zu umſtricken, daß er ſie zu ſeiner Maitreſſe erwählte, deren Gunſt-

bezeugungen, zum Ruin des Staates, mit ungeheuern Summen erkauft und öfters Millionen verschwendet werden mußten, um nur jede ihrer Launen zu befriedigen. Späterhin wußte sie den Fürsten dahin zu vermögen, daß er sie in den Adelstand erhob und zum Schein mit einem seiner Höflinge, einen Grafen, vermählte. Jenes romantische Eiland, auf welches mich die Gräfin bey unserer Bekanntschaft versetzte, war eine von den Schöpfungen ihrer erfinderischen Phantasie, welche Millionen gekostet hatte und von den Unterthanen laut verwünscht wurde. Der Fürst starb endlich und hinterließ die Finanzen des Reichs in den zerrüttetsten Umständen, hatte es aber noch bey Lebzeiten seinem Sohne, der ihm in der Regierung folgte, zur Pflicht gemacht, die Favoritin zeitlebens im ungestörten Besitz aller Schenkungen und im Genuß aller Revenüen zu lassen, die ihr einmal verliehen worden waren.

Nach dem Ableben ihres fürstlichen Wohlthäters, wohnte die Gräfin vom Hofe entfernt, auf ihren Gütern. Sie war so reich, daß sie

noch

noch immer jeden ihrer Wünſche befriedigen und das glücklichſte Leben führen konnte, wenn ihre hypochondriſche Gemüthsſtimmung und ihre beyſpielloſe Ungenügſamkeit, dieß anders zugelaſſen hätten.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Ich baronifire mich ſelbſt.

Ganz unverhofft aus dem Kerker entlaſſen und durch die Freygebigkeit der Gräfin wie mit einem goldenen Regen überſchüttet, wähnte ich reicher und glücklicher als ein König zu ſeyn. Die ganze Schöpfung ſchien mir jetzt im paradieſiſchen Zauber zu prangen und gleich bunten Seifenblaſen ſchwebten die Bilder der Zukunft vor meiner Phantaſie. Dabey trabte ich immer raſch und fröhlich fort, bis daß mich endlich die überhand nehmende Müdigkeit, eine natürliche Folge der übergroßen Anſtrengung,

aus meinen Träumereien erweckte. Ich machte mir selbst Vorwürfe, daß ich bey dem jetzigen Zustande meiner Casse, mich noch den Beschwerden einer Fußreise aussetze und beschloß, auf der nächsten Station Halt zu machen und mit Extrapost weiter zu reisen.

Kaum war ich im Posthause angelangt, als ein eleganter Reisewagen vorfuhr, aus dem zwey vornehmen Herren und eine Dame von seltener Schönheit stiegen. Lodoiska, so nannte sich das Frauenzimmer, reis'te mit ihrem Onkel, den Baron Glimmer und einem Cousin, der sich für einen Herrn von Stein ausgab, nach P** ins Bad. Groß und schlank schritt sie wie eine Juno daher. Ihr polnisches Reisekleid, reich mit goldenen Schnüren besetzt, war ganz dazu geeignet, einen majestätischen Wuchs im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen. Aus dem Baret von Sammet, das ihren Kopf schmückte, drängten sich in üppiger Fülle die dunkelbraunen Locken hervor und rollten auf eine Stirn herab, in der, gleich funkelnden

Sternen, die groſsen ſchwarzen Augen flammten.

Von Lodoiska's Reitzen mächtig ergriffen, verdroß es mich nicht wenig, daß die Ankömmlinge faſt gar keine Notiz von mir zu nehmen ſchienen, ſo ſehr ich mich auch bemühete, meine Perſon bemerkbar zu machen. Kaum hatte ich jedoch die Börſe gezogen und den Herrn Poſtmeiſter gebeten, mir für einige Ducaten Silbergeld zu geben, als die ganze Scene mit einem Male ein anderes Anſehen gewann. Die hohen Herrſchaften, durch den Klang meiner vollwichtigen Goldſtücke überraſcht, hielten es nun nicht mehr unter ihrer Würde, mir ihre Aufmerkſamkeit zu gönnen; ſie bemühten ſich ſogar auf die zuvorkommendſte Art, meine Bekanntſchaft zu machen. Ich wurde eingeladen, das Mittagsmahl in ihrer Geſellſchaft einzunehmen und Lodoiska, die den Eindruck recht gut bemerkt haben mochte, den ihre Schönheit auf mich gemacht, ſetzte ſich bey Tiſche an meine Seite.

Seit langer Zeit hatte es mir nicht ſo treff-

lich geſchmeckt, als heute, denn eine reizende Nachbarin würzte durch ihre geiſtreiche Unterhaltung das einfache Mahl. Mein Unternehmungsgeiſt, durch den Genuß des Burgunders angefeuert, zerbrach die Feſſeln, die eine angeborene Blödigkeit ihm ſonſt anlegten. Ich wagte es, meinen Empfindungen gegen Lodoiska, Worte zu geben und wurde immer dreiſter, da ſie die Süßigkeiten, die ich ihr ſagte, mit ſichtbarem Wohlgefallen aufnahm. Der Baron ſchien die zärtlichen Blicke, die ich ſeiner Nichte zuwarf und die ſtets erwiedert wurden, gar nicht zu bemerken und daß Lodoiska's Hand faſt immer traulich in der meinen ruhete, konnte vollends nicht auffallen, indem die Frau Poſtmeiſterin ihr großes dammaſtenes Tiſchtuch aufgedeckt und uns ſolchergeſtalt einen dichten Schleyer verliehen hatte, der dieſe Aeußerungen einer aufkeimenden Leidenſchaft verhüllte.

Der Baron ſuchte das Geſpräch auf meine Familienverhältniſſe zu lenken und als er hörte, daß ich völlig unabhängig ſey und ohne eigent-

lichen Plan, bloß in der Absicht eine Reise unternähme, um die Welt zu sehen und kennen zu lernen, so machte er mir den Vorschlag: ob ich nicht mit ihm nach P** reisen und die Badezeit über dort zubringen wollte. Ich hatte gegen diesen Antrag wirklich nichts einzuwenden und wäre es auch der Fall gewesen, so würde der sanfte Händedruck Lodoiska's, den ich in diesem Augenblick empfand, doch gewiß jede Einwendung auf der Stelle beschwichtiget haben. Dankbar nahm ich daher den mir angebotenen vierten Platz in dem Wagen des Barons an und setzte gleich nach aufgehobener Mittagstafel, in Gesellschaft desselben meine Reise fort. Ich saß Lodoiska'n gerade gegenüber. Dicht an einander gepreßt, wie der enge Raum es nothwendig machte, brachten die öfteren Berührungen, in die ich mit dem reitzenden Geschöpfe kam, mein Innerstes in Aufruhr, und wohlthuend wehete ihr Athem mich an, so oft das Schwanken des Wagens uns zu einander hinneigte.

Unsere Reise währte nur einige Tage, doch

war dieſe Zeit für mich mehr als hinreichend, um mit meinen beyden Reiſegefährten, den Bund der wärmſten Freundſchaft, und mit Lodoiska'n, den der innigſten Liebe zu knüpfen. So ſtanden unſere Verhältniſſe, als wir in P** anlangten, wo ich mich, auf den Rath meiner neuen Freunde, für einen Baron Hallen ausgab. Demungeachtet wurde ich, zu meiner nicht geringen Verwunderung, von den übrigen Badegäſten nicht mit der Auszeichnung empfangen, die ich mir als eine nothwendige Folge meines uſurpirten Ranges geträume hatte, und der Grund hiervon mochte wohl beſonders in der genauen Verbindung liegen, die ich mit dem Baron Glimmer unterhielt, der, wie ich leider bald bemerkte, ein Spieler von Metier war, der alljährig in P** während der Badezeit Bank zu halten pflegte. Mit dem Freyherrnſtande meines Freundes, hatte es übrigens eine ähnliche Bewandniß, wie mit dem meinigen; er war ein bloßer Abentheurer, und Lodoiska, nichts mehr und nichts weniger als eine Buhlerinn, die ſich in ſeinem Gefolge befand, um

durch ihre Schönheit die anweſende Jugend um den Pharaotiſch zu verſammeln. Unter dieſen Umſtänden konnte es nun gar nicht fehlen, daß ich, von Natur reitzbar und zur Eiferſucht geneigt, wahre Höllenqualen empfand, wenn ich ſehen mußte, wie meine Geliebte bey den Trink- und Spielgelagen, die täglich Statt hatten, ihre Reitze auf die verführeriſchte Art zur Schau trug, und alle Künſte der Koketterie anwandte, um reiche Wüſtlinge an ſich zu feſſeln. Mehr als einmal ſtand ich im Begriff, mich von dieſen marternden Verhältniſſen gewaltſam los zu reißen, aber immer fand Lodoiska Mittel, mich aufs neue zu gewinnen. Oft, wenn wir allein waren, ſank ſie ſchluchzend in meine Arme und betheuerte bey allem was heilig iſt: daß ich der einzige Menſch auf Erden ſey, den ſie wahrhaft liebe. Sie verwünſchte laut ihr Geſchick, daß ſie zwinge, eine Rolle zu übernehmen, vor der ihre Empfindungen zurück bebten. Dankbarkeit gegen ihren Onkel, der ſie als eine hülfloſe Waiſe zu ſich genommen und erzogen habe, wußte ſie immer auf eine ſo rührende Art

ihren Handlungen als Motiv unter zu ſchieben, daß jeder Zwiſt, der ſich zwiſchen uns entſpann, immer mit einer Verſöhnung und mit einem neuen Siege endete, den die Argliſtige über mein ſchwaches leichtgläubiges Herz davon trug. Nicht ſelten ließ ſie auch die Zukunft in reitzenden Bildern vor mir erſcheinen. Mit hinreißender Schwärmerey und Begeiſterung ſchilderte ſie dann das Glück, das unſerer warte, wenn ihr guter Onkel, der ohne ſein Verſchulden verarmt, und nur aus Nothwendigkeit ein Spieler geworden ſey, ſo viel Vermögen erworben haben würde, daß wir alle bequem davon leben, und eine beneidenswerthe Familie ausmachen könnten.

Solchergeſtalt Tag für Tag an den Pharaotiſch gebannt, konnte es mir weder an Gelegenheit noch an Aufforderung zum Spiel fehlen, und ich ergab mich dieſem Laſter um ſo leidenſchaftlicher, da ich von dem Glück auf eine ſo ausgezeichnete Art begünſtiget zu werden ſchien, und bey anbrechendem Morgen ſelten vom Spieltiſche aufſtand, ohne eine Hand voll

Goldſtücke erbeutet zu haben. Für das was ich auf dieſe Art gewann, pflegte ich jedoch immer von Zeit zu Zeit Prätioſa einzukaufen, die ich meiner Geliebten zum Opfer darbrachte, um in Hinſicht der Freygebigkeit meinen Nebenbuhlern nicht nachzuſtehen. Dieſe Uneigennützigkeit war es vermuthlich, die Lodoiska'n beſtimmte, mir Empfindungen zu heucheln, die ihrem Herzen fremd waren, auch vielleicht zu dem Irrthum verleitete, daß ich ein großes Vermögen beſitzen müſſe. Schon neigte ſich die Badezeit zum Ende, als mir Fortuna plötzlich den Rücken zu kehren begann. Ein unglücklicher Abend raubte mir meine ganze Habe, und als ich, um dieſe wieder zu erlangen, auf Credit weiter ſpielen wollte, erklärte mir mein Freund ganz trokken, daß er ohne Bürgſchaft oder Unterpfand, keinen Einſatz von mir annehmen könne. Dieſe mir öffentlich zugefügte Kränkung, zog die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden auf mich. Einige, die mein vormaliges Glück oft mit neidiſchen Blicken betrachtet hatten, waren ſchadenfroh genug, in ein ſchallendes Gelächter auszubrechen,

und ich ſtürzte, kaum meiner Sinne noch mächtig, zum Saal hinaus. Mein Zuſtand war ſchrecklich und grenzte an Wahnſinn. Gleich einem Lavaſtrom glühete das Blut in meinen Adern, jeden Pulsſchlag glaubte ich deutlich zu hören, und alle Glieder zuckten krampfhaft. Beſinnungslos und leicht gekleidet, verließ ich das Geſellſchaftshaus, und lief, die kalte Herbſtnacht nicht achtend, in den Garten hinaus. Plötzlich wurde mir es ſchwarz vor den Augen, und ehe ich noch die Ausgangspforte erreichen konnte, ſank ich ohnmächtig zu Boden.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Enthält Versicherungen meiner Menſchenkenntniß, und Rettung aus mannichfachen Gefahren.

„Gott ſey gedankt, er lebt!“ rief mit unbeſchreiblicher Anmuth eine weibliche Stimme, als ich die Augen aufſchlug, und mit Entſetzen

die Gegenſtände um mich her anſtarrte. Einer Verklärten gleich, ſtand ein holdes blond gelocktes Mädchen vor mir, das einem ältlichen Herrn in Officiersuniform ſchmeichelnd die Wangen ſtrich, und ihn bat, mich in ihrem Wagen nach Hauſe fahren zu laſſen. Bey dem Lichte des Vollmonds, das ihr Engelsköpfchen beſchien, glaubte ich in ihren groſsen blauen Augen eine Thräne des Mitleids glänzen zu ſehen, und himmliſche Freude ſprach aus jedem ihrer Züge, als der ernſte Vater in ihr Geſuch willigte. Bediente in reichen Livreen waren beſchäftigt, mich ins Leben zurück zu rufen, und ein prächtiger Staatswagen hielt einige Schritte davon. Ich fühlte mich ſo ſchwach, und meiner Sinne ſo wenig mächtig, daſs ich kaum einige Worte des Danks zu ſtammeln vermochte. Halb entſeelt und an allen Gliedern gelähmt, muſste man mich in den Wagen und bis in mein Zimmer tragen.

Ein heftiges Fieber war die Folge jenes unglücklichen Ereigniſſes, das leicht einen Schlagfluſs hätte nach ſich ziehen können, wenn ich

noch länger auf feuchtem Boden ohne Hülfe gelegen hätte. So schwach aber auch mein Denk- und Empfindungsvermögen gewesen war, als ich aus der langen Ohnmacht ins Leben zurückgebracht wurde, so hatte der erste Moment des Erwachens, doch einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich selbst in den heftigsten Fieber-Paroxismen, nur immer von dem weiblichen Engel sprach, dem ich meine Rettung verdankte. In lichten Augenblicken forschte ich nach dem Namen der Edeln, und erfuhr, daß **Emma von Bühlen**, als sie mit ihrem Vater, den Obersten **von Bühlen**, von dem Balle, der an jenem unglücklichen Abende ebenfalls im Gesellschaftshause Statt hatte, nach Hause fuhr, mich zuerst bemerkte, und durch ihre menschenfreundliche Hülfe, den schon erlöschenden Funken des Lebens in mir erhielt.

Die Fülle der Jugendkraft, in deren Besitz ich damals noch war, überwand jedoch bald die gefährliche Krankheit, und wenige Wochen waren hinreichend, mich völlig wieder herzustellen. Mein falscher Freund, der Baron **Glimmer**,

hatte ſich die ganze Zeit über wenig um mich bekümmert, ſondern ſich begnügt, mir einige froſtige Beſuche abzuſtatten. Jetzt, da ich wieder hergeſtellt war, eröffnete er mir ſehr freymüthig, daß meine Krankheit ihm bedeutende Koſten verurſacht habe, deren baldige Erſtattung er von mir erwarte, indem ſein Aufenthalt in P** nicht mehr von langer Dauer ſeyn werde. In dieſer hülfloſen Lage blieb mir nichts weiter übrig, als mich an Lodoiska zu wenden, die mich während meiner Krankheit oft beſucht, und über mein Unglück ganze Fluthen heuchleriſcher Thränen vergoſſen hatte, die ich leichtgläubiger Thor, für untrügliche Beweiſe reiner inniger Liebe hielt. „Ja" — ſprach ich beruhigter zu mir ſelbſt — „ihr der Geliebten, will ich mich anvertrauen; gern wird ſie, aus Liebe zu mir, einen Theil jener Koſtbarkeiten, die ich in den Tagen des Glückes ihr ſpendete, hingeben, um mich vom Untergange zu retten; wird es mir vielleicht noch Dank wiſſen, wenn ich ihr Gelegenheit gebe, durch die That zu beweiſen, was ihr Mund mir ſo oft betheuerte: daß für

den Heißgeliebten ihr kein Opfer zu schwer sey." —

Ich floh zu ihr, und wurde mit offenen Armen aufgenommen. Schöner als heut' hatte ich sie noch nie gesehen. Festlich gekleidet, denn der Baron erwartete Besuch, trat sie mir mit dem Glanz einer Fee entgegen, und blendete mein Auge durch die Menge von Edelsteinen, mit welcher sie geschmückt war. Ich nahm an ihrer Seite Platz, und begann die Verlegenheit zu schildern, die mich zu ihr führte. Ich erschöpfte meine Beredsamkeit, um ihr das Verzweifelte meiner Lage recht anschaulich zu machen, und erwartete nun nichts sicherer, als daß Lodoiska großherzig genug seyn werde, die kostbaren brillantenen Ohrgehänge, die ich ihr vor einigen Monaten geschenkt hatte, und die sie ebenfalls heute trug, auf der Stelle für meine Rettung hinzugeben; aber wie sehr hatte ich mich geirrt. Ruhig hörte sie mich an, und als es aus meinen Geständnissen ihr klar geworden war, daß ich weder Vermögen besaß, noch jemals dergleichen zu hoffen hatte, so stand sie

hohnlächelnd vom Sofa auf, und überhäufte mich mit liebloſen Vorwürfen. Sie nannte mich einen eiteln Thoren, der, um eine Rolle zu ſpielen, ſich in die Zirkel der großen Welt gedrängt habe, für die er weder durch Geburt noch Vermögen berufen ſey, und fügte hämiſch hinzu: daß mir ſchon recht geſchehen ſey und daß allen leichtſinnigen Glücksrittern, ähnliche Lectionen zu wünſchen wären.

Erſtarrt ſtand ich da und glaubte kaum meinen Ohren zu trauen, aber Lodeiska wiederholte mir die Weiſung, ſie augenblicklich zu verlaſſen, und ihr nie wieder vor die Augen zu kommen, ſo ernſtlich, daß ich wohl endlich aus meiner Betäubung erwachen mußte. Verzweiflungsvoll ſtürzte ich zum Zimmer hinaus, und als ich über den Vorſaal eilte, da ſchien ein böſer Dämon meinen Blick auf eine Piſtole zu lenken, die ſtets geladen über dem Bette des Barons hing. Auf der Stelle war mein Entſchluß gefaßt. „Sey mir willkommen, Freund in der Noth!“ rief ich knirſchend vor Wuth, verbarg den Fund in meine Kleider und eilte

ins Freye zu kommen. Durch Lodoiska's Falschheit meiner letzten Hoffnung beraubt, schien mir der Tod allein der einzige Ausweg zu seyn, um der unauslöschlichen Schande zu entgehen, die meiner wartete, wenn ich dem Baron nicht Zahlung leisten konnte. Alle Lebenslust, so wie aller Glaube an die Menschheit, waren überdieß nach der bitteren Erfahrung, die ich eben gemacht hatte, so gänzlich von mir gewichen, daß wenn sich mir in jenem Augenblicke wirklich ein Retter gezeigt hätte, ich ihm seine Hülfe schwerlich gedankt haben würde.

Schauerlich rauschte das dürre Laub unter meinen Füßen, als ich in den Park trat; es schien mir ein Bild der Verwesung zu seyn, der ich meine irdische Hülle auch bald zu übergeben hoffte. Einen abgelegenen Ort suchend, irrte ich im Gebüsch umher, und blieb endlich bey einem Grasplätzchen stehen. Noch ein kurzes Stoßgebet, und ich setzte mir entschlossen die Pistole vor die Stirn und drückte sie los. Aber mein Ende war noch nicht im Rath des

Schick-

Schickſals beſchloſſen; das Gewehr verſagte. Unwillig über dieſe Verzögerung ſpannte ich aufs neue den Hahn und war eben im Begriff zum zweyten Male abzudrücken, als das Geräuſch ganz naher Fußtritte mich erſchreckte. Ich ſahe mich um, und Emmy von Bühlen, die ſchon einmal die Retterin meines Lebens geweſen war, trat aus dem Gebüſch, durch welches ein Weg hier dicht vorbey führte. Ueberraſcht durch dieß unerwartete Ereigniß, entfiel die Piſtole meiner Hand und ging los, ſo wie ſie den Boden berührte. Emmy ſank ihrer Begleiterin in die Arme, und es fehlte wenig, ſo wäre auch ich in Ohnmacht gefallen; denn da der Schuß ſeine Richtung gerade in die Gegend genommen zu haben ſchien, aus welcher das Fräulein mir entgegen kam, ſo fürchtete ich im erſten Augenblick, mein unſeliges Geſchick habe mich wohl gar noch beſtimmt, wider Willen der Mörder meiner Wohlthäterin zu werden. Zu meiner nicht geringen Freude erholte ſich jedoch das Fräulein bald wieder. Mit ungemeiner Leutſeligkeit, ich möchte faſt ſagen mit

unverkennbaren Spuren von Wohlwollen, nahm sie die Entschuldigungen auf, die ich wegen des Schreckens, den ich ihr verursacht, machte und setzte dann ihren Spaziergang fort, nicht ahnend, daß jener Schuß, ohne ihre Dazwischenkunft, mir sonder Zweifel den Tod gegeben haben würde.

Seltsam waren die Empfindungen, mit denen ich nun wieder allein blieb. Noch immer betrachtete ich den Tod wie einen willkommenen Freund, der allein im Stande sey, meinem Mißgeschick ein Ziel zu setzen, und doch, wenn ich auf der anderen Seite den ganzen Vorgang überlegte, so war es doch augenscheinlich, daß die Vorsehung selbst, die mir im entscheidendsten Momente nun schon zum zweyten Male einen rettenden Engel sandte, über die Erhaltung meines Lebens wache. Demungeachtet würde ich vielleicht einen zweyten Versuch gemacht haben, der Welt das Lebewohl zu sagen, wenn mir für den Augenblick nicht Pulver und Bley gefehlt hätte, um die Pistole aufs neue zu laden. Noch unentschlossen und auf einen Ausweg sinnend,

lief ich umher, als plötzlich mein Name gerufen wurde und Baron Glimmer mich einholte. Er hatte in ſeiner Wohnung erfahren, was zwiſchen Lodoiska und mir vorgefallen war, hatte die Piſtole vermißt und war mir ſogleich nachgeeilt, um einen muthmaßlichen Selbſtmord zu verhindern. Ueber die Untreue der Geliebten ſuchte er mich zu tröſten, indem er mir die ganze Verworfenheit ihres Charakters enthüllte, und zu meinem weiteren Fortkommen in der Welt, gab er mir Mittel an die Hand, die, wenn ſie auch gleich mein Ehrgefühl mächtig empörten, mir doch für den Augenblick einen Ausweg zeigten, um dem Mangel und der Schande zu entgehen.

Das Glück, ſagte er, habe ſeinen Erwerb ſeit einiger Zeit ſichtbar geſegnet und er könne jetzt, nachdem er einen Prinzen wacker geſchröpft und ein paar polniſche Grafen rein ausgeſchält habe, darauf bedacht ſeyn, ſich die Beſchwerden ſeines Geſchäfts in etwas zu erleichtern, indem er ſich einen Gehülfen annehme, der bey Treue und Ergebenheit für ihn, auch Verſchlagenheit

und Gewandtheit genug beſitze, um nöthigen Falls allein den Poſten als Banquier verſehen zu können. Seine Wahl, fuhr er fort, ſey auf mich gefallen. Ich ſey noch jung, und wenn ich ſonſt Gelehrigkeit und guten Willen zeigen würde, wie er es von mir erwarte, ſo ſolle mein Glück gemacht ſeyn. Um mir den Vorſchlag noch annehmlicher zu machen, gab er mir auch nicht undeutlich zu verſtehen, daß er im Beſitz verſchiedener künſtlicher Hülfsmittel ſey, um Fortunens Launen nach ſeinem Willen zu lenken, und verſprach, mir auch dieſe mitzutheilen, wenn ich ihm gewiſſe Jahre hindurch treu und willig gedient haben würde; vor der Hand aber müſſe ich mich entſchließen, das Geſchäft als Croupier zu übernehmen.

Für mich, der zeither als Freyherr figurirt hatte, war der Gedanke freylich empörend, jetzt als ein verächtliches Werkzeug an der Seite des Barons öffentlich bey der Bank zu ſtehen, aber die Noth überwand alle Bedenklichkeiten, ich nahm den Vorſchlag an.

Nicht minder peinlich war mir es auch, in

Lodoiska's Nähe zurück kehren zu müſſen, doch that dieſe von jetzt an ſo fremd gegen mich, als ob wir uns zuvor nie gekannt hätten. Dem Baron konnte die Zerknirſchung, mit der ich mein Amt zum erſtenmal verwaltete, unmöglich entgehen, aber er ſuchte das erwachende Zartgefühl mit Wein und Punſch zu betäuben. Ueberhaupt wurde bey uns ſeit der Zeit, daß mein Freund ſo bedeutend gewonnen hatte, auf eine unerhörte Art geſchwelgt. Unſer Haus war täglich ein Sammelplatz von Trinkern, Spielern, Glücksrittern, kurz: von ſittenloſen Menſchen aller Art, und da man ſich in jungen Jahren leicht an alles gewöhnt, ſo iſt es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß wenn ich lange unter ſolchen Umgebungen fortgelebt hätte, ich mich nach und nach eben dieſen Laſtern völlig ergeben, vielleicht gar als falſcher Spieler höchſt unglücklich gemacht haben würde. Mein Glücksſtern entzog mich jedoch bald dieſer verführeriſchen Geſellſchaft.

Seit einiger Zeit war mir nemlich, ſo oft ich den Baron bey der Bank unterſtützte, ein

Mann aufgefallen, den ich schon sonst irgendwo gesehen haben mußte, ohne daß ich mich erinnern konnte, wo. Er spielte wenig, pointirte sehr niedrig und schien seine Aufmerksamkeit überhaupt mehr auf mich, als auf das Spiel zu richten. Ich forschte nach seinem Namen und erfuhr, daß es ein Herr von B * * * sey. Aber auch diesen Namen hörte ich in meinem Leben zum ersten Male und der Fremde blieb mir fortdauernd ein Räthsel, bis daß er mich eines Tages anredete und ich in ihm eben den Kavalier erkannte, der mir bey meiner Entlassung aus dem Verhaft, das Geschenk der Gräfin überbrachte. Herr von B * * * war nicht wenig verwundert gewesen, mich hier im Bade und noch dazu in so böser Gesellschaft anzutreffen und stellte mir das Verderben vor, dem ich entgegen gehen würde, wenn ich noch länger in diesem Kreise verweilte. Ich erkannte die Wahrheit von allem, was mir gesagt wurde, konnte aber auch meinem Gönner nicht verschweigen, daß ich durch den Verlust meines ganzen Vermögens und überdieß noch durch

eine Schuldforderung des Barons, gezwungen worden ſey, mich ihm in die Arme zu werfen. Herr von B * * * nahm es über ſich, meine Schulden zu berichtigen, wenn ich das Haus des Barons ſogleich verlaſſen und zu meinem Vater zurückkehren wollte, um durch deſſen Hülfe zu einem nützlichen Staatsbürger gebildet zu werden, wozu es, ſeiner Meinung nach, noch Zeit ſey. Der Biedermann hielt auch wirklich Wort und nahm ſich meiner Angelegenheiten ſo thätig an, daß ich nach wenigen Tagen ſchon im Stande war, die Reiſe in meine Heimath anzutreten. Mit einem Schatz wahrhaft väterlicher Ermahnungen und mit einem anſtändigen Reiſegeld verſehen, wurde ich von meinem Wohlthäter entlaſſen und ſchied von ihm nicht ohne innige Rührung und mit den beſten Vorſätzen für die Zukunft.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Unerwartetes Zuſammentreffen, und glückliche Folgen, die daraus für mich hervor gingen.

Mein Geburtsort lag einige dreyßig Meilen entfernt, die ich in kleinen Tagemärſchen zu Fuß machen wollte. Am Abend des zweyten Tages kehrte ich in den Gaſthof eines unbedeutenden Fleckens ein, deſſen Beſitzer zugleich die Poſthalterſtelle verſahe. Die Zahl der Fremden, die dort logierten, war groß und der Mangel an Betten nöthigte mich, für dieſe Nacht mit einer Streu vorlieb zu nehmen, die unten in der Gaſtſtube für mich bereitet wurde. Kaum hatte ich einige Stunden geſchlummert, als ich durch den Tumult im Hauſe und den Angſtruf: „Feuer! Feuer!“ aus dem Schlaf geweckt wurde. Ich taumelte empor und ſahe, wie der ganze hintere Theil des Hauſes bereits in vollen Flammen ſtand. Der Wirth, ein alter ſiebenzigjähriger Mann, zitterte an Händen und Füßen, war unfähig etwas anzugreifen und rief ſeinen Leuten unaufhörlich zu: daß ſie nur die

dem Poſtamte zugehörigen Effecten in Sicherheit bringen möchten. Meine wenigen Habſeligkeiten waren bald geborgen und ich half nun retten, was ſich der wüthenden Flamme noch entreißen ließ.

In dieſer allgemeinen Angſt und Verwirrung, hatte nun niemand der Fremden gedacht, die in dem oberen Stockwerke des Hauſes logierten. Dieſe Unglücklichen erwachten erſt, als die Flamme ſchon in ihre Zimmer ſchlug. Sie wollten entfliehen, aber auch die Treppen brannten und ihnen blieb in der Verzweiflung nichts weiter übrig, als die Fenſter aufzureißen und um Hülfe zu rufen. Glücklicherweiſe fiel mir in dieſem Augenblick bey, daß ich geſtern im Vorübergehen eine große Feuerleiter an einem der benachbarten Häuſer bemerkt hatte. Dieſe ſchleppte ich mit Hülfe einiger Leute herbey und kletterte muthig bis zu den Fenſtern des oberen Stockwerks hinauf. Zwey ohnmächtige Frauenzimmer trug ich auf meinen Armen die Leiter hinab. Mehrere Mannsperſonen folgten und ſchon glaubte ich, daß alle

Rettenden sich in Sicherheit befänden, als eine von den Damen, die zuerst aus der Ohnmacht erwachte, aufs neue in Verzweiflung gerieth, da sie ihren alten Vater unter den Geretteten vergebens suchte. Mit fliegenden Haaren und den Geberden einer Wahnsinnigen, drängte sie sich durch die Menge von Zuschauern zu der Leiter hin, um ihren Vater zu retten, oder mit ihm in den Flammen umzukommen. Ergriffen von diesem seltenen Grade der kindlichen Liebe, hielt ich die Unglückliche mit Gewalt zurück und unternahm das Wagestück selbst. Glücklich stieg ich durch das Fenster und fand einen alten Mann, vom Rauch erstickt, leblos auf den Fußboden hingesunken. Nicht ohne Mühe und Gefahr gelang es mir, ihn bis ans Fenster und dann die Leiter hinab zu bringen, und kaum hatte ich diese erreicht, als auch schon die brennenden Balken der Decke einstürzten. Eine ganze Hölle von Flammen und knisternden Funken folgte ihnen nach und augenblicklich war das ganze Zimmer in einen brennenden Schutthaufen verwandelt.

Erſchütternd war der Anblick, wie die lie-
bende Tochter ſich mit namenloſem Schmerz
über die Leiche des entſeelten Vaters warf.
Man mußte ſie gewaltſam losreißen und beyde,
Vater und Tochter, in ein benachbartes Haus
tragen, wo die Unglücklichen menſchenfreundlich
aufgenommen wurden. Lange waren die Be-
mühungen eines herbey gerufenen Arztes, den
würdigen Greis wieder ins Leben zurück zu ru-
fen, vergebens und die letzte Hoffnung fieng be-
reits zu ſchwinden an, als ſich doch endlich
Spuren des wiederkehrenden Empfindungsver-
mögens zeigten. Mit dem größten Eifer ſetzte
man den Gebrauch der angewandten Mittel fort
und ein glücklicher Erfolg belohnte reichlich
alle Aufopferungen von Mühe: der Scheintodte
öffnete wirklich die Augen zum neuen Leben.

Mit Angſt und Verzweiflung ringend lag
die gute Tochter im Nebenzimmer auf ihren
Knieen und flehete zu Gott, um die Erhaltung
ihres theuern Vaters. Alle Hoffnungen, die
man ihr machte, waren nicht vermögend ſie zu
erfreuen, denn ſie hielt alles nur für leere Worte,

hinter welchen man ihr die traurige Wahrheit zu verbergen ſuche; deſto größer war aber auch der Eindruck, den die Nachricht von dem völligen Wiederaufleben des Vaters, auf das gefühlvolle Weſen machte. Nie wird die rührende Scene aus meinem Gedächtniße ſchwinden, die ſich mir darbot, als der würdige Greis ſich wieder in ſo weit erholt hatte, daß man die Töchter zu ihm ins Zimmer laßen konnte. Im Uebermaaß des Entzückens alle Schranken der Etikette vergeßend, überließ ſich das holde Mädchen ganz den augenblicklichen Aufwallungen ihres regen Gefühls. Erſt ſank ſie, in Freudenthränen ausbrechend, an dem Bette des Vaters nieder und bedeckte ſeine Hand mit zahlloſen Küßen; dann fiel ſie mir, den ſie ihren Wohlthäter nannte, um den Hals, dann wieder dem Arzt, der den würdigen Alten durch ſeine Bemühungen ins Leben zurück rief. Kurz darauf ſank ſie wieder auf ihre Kniee nieder und dankte Gott mit lauter Stimme für den wieder geſchenkten Vater; ſie drückte dem Arzt eine volle Börſe in die Hand, warf Geld unter die Zu-

ſchauer aus, die ſich ins Haus gedrängt hatten und klagte nur bloß: daß ſie zu arm ſey, um mir den Dienſt zu vergelten, den ich ihr und ihrem theuern Vater geleiſtet.

Unter dieſen Ereigniſſen war endlich der helle Tage angebrochen und der Leſer denke ſich mein Erſtaunen, als ich bey ruhiger Betrachtung in dem gerettesten Greiſe, den würdigen Oberſten von Bühlen und in ſeiner Tochter eben die liebenswürdige Emmy erkannte, die mir in den entſcheidendſten Augenblicken meines Lebens ſchon zweymal wie eine wohlthätige Zauberin erſchienen war. „O allgütige Vorſehung!“ — rief ich erſchüttert aus — „wie ſeltſam ſind oft die Wege, die Du uns Sterbliche wandeln läſſeſt, um Deine erhabenen Abſichten zu erfüllen! — Empfange meinen innigſten Dank, daß Du dieſen rettenden Engel mir jüngſt in den Weg führteſt, als ich ſchon im Begriff ſtand, meine Seele mit dem Verbrechen des Selbſtmordes zu belaſten. Nimm aber auch meinen Dank dafür, daß Du mir Gelegenheit gabſt, dieſem Engel vergelten zu können.“

Die Erkennungsscene zwischen dem Obersten und mir, führte mancherley Erörterungen herbey, und als der würdige Greis hörte: ich sey, genöthigt zu Fuß in meine Heimath zurück zu reisen, um dort ein Unterkommen zu suchen, so machte er mir den Antrag: ob ich mit ihm auf seine Güter gehen, als Freund und Gesellschafter bey ihm bleiben und, wenn mir ja Beschäftigung abgehe, einen Theil der Schreiberey übernehmen wolle, die die Bewirthschaftung seiner Güter nothwendig mache. Mit herzlicher Theilnahme und himmlischer Güte fügte Emmy die Versicherung hinzu: daß es mir in ihrem Hause gewiß an nichts fehlen solle und ich trug um so weniger Bedenken, das gastfreye Anerbieten des Obersten anzunehmen, da es mir, je näher ich meiner Vaterstadt kam, trotz aller guten Entschlüsse, die ich für die Zukunft gefaßt hatte, doch immer sehr unheimlich zu Muthe wurde, so oft ich an den Empfang im elterlichen Hause und an die Rolle des verlohrnen Sohnes dachte, die ich nun bald würde spielen müssen. Zwar machte ich mir selbst Vorwürfe

über, daß auch nicht ein Funke von kindli-
n Gefühl, mich zu meinen Eltern zurück
e, aber ich beschwichtigte diese Gewissens-
durch die Vorstellung: daß mein Vater
übertrieben harte Behandlung, jede Re-
g von kindlicher Zuneigung selbst in mir ge-
et und eine böse Stiefmutter vollends gar
e Ansprüche auf meine Anhänglichkeit zu
ben habe.

Einige Tage verstrichen bis der Oberst wie-
in so weit hergestellt war, daß wir die
se fortsetzen konnten. Die Beschreibung
er Reise werden meine Leser mir gern er-
n, da nichts merkwürdiges auf derselben
iel und erwähne ich bloß, daß Emmy, die
gegenüber saß, mich durch die Liebenswür-
keit ihres Charakters, von Tag zu Tage im-
mehr und mehr bezauberte. Wachte ihr
ser Vater, so wußte sie ihn zu erheitern
schlummerte er, so bewachte sie mit bey-
loser Sorgfalt jeden seiner Athemzüge: da-
wurde kein Bettler, der des Weges zog,
e Wohlthaten von ihr entlassen und auch

gegen mich war sie das Wohlwollen und die zuvorkommende Güte selbst.

Das Aeußere des Fräuleins war übrigens durchaus der Abglanz ihres sanften Gemüths. Ihr großes blaues Auge schien sanfte Schwärmerey zu verrathen, den Rosenblättchen glich das zarte Roth ihrer Wangen, das dem lieblichen Oval des Gesichts, ein zauberisches Colorit verlieh und das blonde Haar reichte, wenn es fesselles herab hing, in beneidenswerther Fülle über die schlanke Taille bis zu den Füßen herab. Aber mehr noch, als durch diese äußeren Vorzüge, bezauberte Emmy durch ihr Benehmen, daß gegen jedermann, auch gegen den Geringsten, so anspruchlos und bescheiden war, daß man nicht die Erbin einer halben Million, sondern ein schlichtes Naturkind, ohne Rang und Vermögen, vor sich zu sehen glaubte.

Dreißigſtes Kapitel.

Pflichtgefühl und Liebe im Kampf.

Die Güter des Oberſten lagen in dem fruchtbarſten Theile Frankens. Das herrſchaftliche Schloß, am Ende des Dorfes auf einem Hügel erbauet, gewährte eine romantiſche Ausſicht über unermeßliche Flächen von Wieſen und Waldungen, durch welche ein Bach ſich geräuſchlos dahin ſchlängelte. Alle Unterthanen, die zu dieſer ſchönen Herrſchaft gehörten, waren wohlhabend und hingen mit ganzer Seele an ihrem Gutsherrn.

Die Zeit, welche ich in dem Hauſe des Oberſten zubrachte, kann ich mit Recht zu der ſchönſten meines Lebens rechnen. Geſchäfte hatte ich faſt gar nicht, ſondern lebte ganz mir und meinem Vergnügen, und wurde bey dem allen noch mit einer Achtung behandelt, die um ſo ausgezeichneter ſeyn konnte, da ich aus Eitelkeit meine eigentliche Herkunft verſchwiegen hatte, und noch immer, wie im Bade, für einen Ba-

ron galt. Doch nicht bloß dem Vergnügen, sondern auch der Belehrung und Erweiterung meiner Kenntniße, widmete ich jene Zeit. Der Oberſte war nemlich ſo gütig, mir nicht allein ſeine Bibliothek zu öffnen, ſondern erlaubte mir auch, an dem Unterrichte, den ſeine Tochter von dem Prediger des Orts, einem ſehr aufgeklärten und verſtändigen Manne, erhielt, Theil zu nehmen. Der holden Emmy gegenüber, konnten die Lehrſtunden mir nicht läſtig werden, und bedeutend war der Nutzen, der aus ihnen für mein ganzes künftiges Leben hervorging.

Der Oberſte ſelbſt, lebte ſehr ſtill und ganz von der Welt zurückgezogen. Er kannte kein größeres Vergnügen, als den Wohlſtand ſeiner Unterthanen zu vermehren. Gegen mich zeigte er ſich ſtets wie ein gütiger Vater, während ſeine reitzende Tochter, ein Muſter bezaubernder Unſchuld und Herzensgüte, mit ſo argloſem Vertrauen an mir hing, als ſey ich ihr leiblicher Bruder. Dieß tägliche Beyſammenſeyn mit Emmy, mußte aber auch auf meine ſittliche Bildung den günſtigſten Einfluß haben, denn

da das Herz und die Sitten des Mannes durch nichts mehr, als durch den Umgang mit tugendhaften Frauenzimmern, veredelt und verfeinert werden, wie wäre es möglich gewesen, daß ich in dieſer Hinſicht nicht hätte gewinnen ſollen, da ein ſo ſchönes Ideal von weiblichen Tugenden und Vollkommenheiten mich täglich wie ein Genius umſchwebte, und durch ſein Vorbild zur Nacheiferung reizte. Je mehr aber mein Gefühl für das Edle und Schöne in mir geweckt wurde, deſto ſchmerzhafter enthüllte ſich mir auch: daß ich die hohe Stufe des Menſchenwerthes nie würde erreichen können, auf dem ich ein Weſen wie Emmy erblickte, das nie von dem Pfade der Tugend gewichen war, und durch den unerſetzlichen Zauber wahrer Unſchuld, wie von einem Heiligenſchein umſtrahlt wurde. Mit Reue und Scham blickte ich jetzt auf die Verirrungen meiner früheren Tage zurück, und verwünſchte im Stillen ein Geſchick, das mich ohne Rathgeber und Freund in die böſe Welt hinaus warf, in der, gleich giftigen Schlangen, die Verführung in allen Ecken lauert.

Oft, von ſeligen Gefühlen ergriffen, wenn Emmy ſich an meinen Arm hing, um mit mir durch Flur und Wald zu luſtwandeln, vergällte der Gedanke: du biſt der Zuneigung unwerth, die dieſer Engel dir erweiſet, mir jeden Genuß, und ich mußte mich verſtellen und einen Frohſinn erkünſteln, der meine holde Begleiterin nie verließ.

Faſt zwey Jahre verlebte ich im Hauſe des Oberſten. Immer inniger wurde das Verhältniß zwiſchen Emmy und mir; doch blieb unſere Liebe durchaus unſträflich und völlig frey von jeder Einmiſchung der Sinnlichkeit. Wie innig ſich liebende Geſchwiſter, gingen wir Hand in Hand. Emmy ſchien in der Engelreinheit ihres Herzens kein anderes Verhältniß zu ahnen und ich, wenn ſchon von heiſſer Liebe erfüllt, wie ich ſie noch nie für ein weibliches Weſen empfand, fühlte doch auch zugleich eine Hochachtung in mir, die gleich jede ſich regende Begierde in die Schranken der Sittſamkeit zurückwies. Alle Frauenzimmer, die ich bis jetzt kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, ſtanden nach meiner Ueberzeugung ſo tief unter Emmy,

die mir ſelbſt für die Beſtimmung ihres Geſchlechts, zu gut, zu edel, zu erhaben zu ſeyn ſchien, daß meine Liebe zu ihr, nur einer abgöttiſchen Verehrung glich; ich hätte vor ihr niederknieen und ſie wie eine Heilige anbeten mögen.

Ein unbedeutender Vorfall gab aber endlich doch Veranlaſſung, daß der reine Himmel dieſer ſchuldloſen Liebe getrübt wurde. Einſt hatte Emmy eine vorüberziehende Bettlerfamilie reich mit Geld beſchenkt, und um auch den augenblicklichen Bedürfniſſen der Unglücklichen abzuhelfen, zerſchnitt ſie ein Brod für die hungrigen Kinder, verletzte ſich aber bey dieſem Geſchäft die linke Hand. Ich kam gerade dazu, als ſie ſich vergebens bemühete das Blut zu ſtillen, das unaufhaltſam aus der Wunde hervor quoll. Unmöglich konnte ich unterlaſſen, ihr beyzuſtehen, und wirklich gelang es mir auch, dem Blutverluſt durch einen guten Verband Einhalt zu thun. Froh über das gelungene Werk, zugleich auch entzückt, über die niedlich geformte kleine Hand, mit der ich mich ein feines Weilchen beſchäftiget hatte, konnte ich nicht umhin,

ſie an meine Lippen zu drücken, und Emmy, weit entfernt mir ihr Händchen zu entziehen, ſchlang traulich ihren rechten Arm um meinen Hals und warf mir einen wehmüthig lächelnden Blick zu, der mein Innerſtes erſchütterte. „Guter Albert!“ lispelte ſie endlich, zog mich ſanft zu ſich herab und drückte arglos und ohne Scheu den erſten Kuß auf meine Lippen. Vom Feuer des Temperaments hingeriſſen, umſchlang ich die Liebliche mit wilder Leidenſchaft und eine zahlloſe Menge geraubter Küſſe, folgte dieſem erſten, mir freywillig geopferten.

Zerriſſen ſchien nunmehr das zarte Band, welches bis dahin unſere Herzen verknüpft hatte, und verſchwunden der Genius, unter deſſen Fittigen wir mit engelreiner Liebe neben einander wandelten. Der erſte Schritt zur Sträflichkeit war geſchehen. — Unzählige male habe ich nachher jene unzarte Aufwallung verwünſcht, unzählige male, wiewohl vergebens mich bemühet: meinen Umgang mit Emmy wieder auf jenes harmloſe, geſchwiſterliche Verhältniß zurück zu leiten, in dem wir ſo glücklich lebten. Eine

neue Welt von Empfindungen und Ahnungen, ſchien vor der ſchuldloſen Seele meiner Geliebten aufgegangen zu ſeyn, und dieſe Anſicht raubte ihr einen großen Theil jener argloſen Unbefangenheit, die mich ſo oft an ihr bezaubert hatte. Nichts deſto weniger wurde es mir aber mit jedem Tage gewiſſer, daß Emmy mich wieder liebe.

Der alte Oberſt ſchien unſere gegenſeitige Neigung nicht zu bemerken, oder glaubte vielmehr, dem Retter ſeines Lebens, den er überdieß für einen Mann von Stande hielt, nur durch die Hand ſeiner Tochter vergelten zu können. Auf Vermögen brauchte er bey der Wahl eines Gatten für Emmy nicht zu ſehen, da, ſeine Güter in Deutſchland ungerechnet, noch ein anſehnliches Capital in der engliſchen Bank deponirt lag, das ausſchließlich zur Mitgift für ſeine Tochter beſtimmt war. Sie ſelbſt konnte ſich alſo einen Mann nach ihrem Herzen wählen, und ich, der die Neigung der Liebenswürdigſten ihres Geſchlechts beſaß, den der Beſitz ihrer Hand unausſprechlich beglückt haben würde,

sahe mich durch unübersteigliche Hindernisse, die die Verschiedenheit unserer Herkunft uns entgegen setzte, für immer von ihr getrennt. Tief fühlte ich es, daß Emmys Verlust mich ganz unglücklich machen mußte und konnte es gleichwohl nicht über mich gewinnen, den Betrug, den ich durch die Erdichtung meines Standes mir erlaubt hatte, so weit zu treiben, daß ich unter falschem Namen die Hand einer Geliebten erschlich, die auf ein glänzenderes Loos gerechte Ansprüche machen konnte, als ich ihr zu bieten im Stande war. Je länger ich das Traurige meiner Lage überdachte, desto mehr überzeugte ich mich: daß es unter solchen Umständen Pflicht für mich sey, das Haus des Obersten je eher je lieber zu verlassen. Doch vergebens mahnte die eiskalte Pflicht, glühende Leidenschaft hielt mich unwiderstehlich zurück, bis endlich ein neues Ereigniß meinen Entschluß zur Reife brachte.

Eduard von Bühnau, der Sohn eines benachbarten Gutsbesitzers, ein einnehmender Jüngling von Rang und Vermögen, bewarb

ſich um Emmys Hand. Der Oberſt verwies ihn an ſeine Tochter ſelbſt, doch wollte dieſe nichts von einer Verbindung hören, ſondern lehnte ſie unter dem Vorwande ab: daß es ihr unmöglich ſey, ſich von ihrem alten Vater zu trennen. Eduard, der zu argwöhnen begann, daß ich vielleicht ſeinen Hoffnungen im Wege ſeyn könne, wandte ſich freundſchaftlich zu mir und bat mich, ihm aufrichtig zu geſtehen, ob ich etwa ſein Nebenbuhler ſey. Die Verſicherung: daß Familienverhältniſſe meiner Seits eine ſolche Verbindung durchaus unmöglich machten, beſtimmten ihn, ſich noch näher an mich zu ſchließen und mir ſogar die Bitte ans Herz zu legen: ſeine Wünſche doch bey Emmy unterſtützen zu helfen. Eduard war es werth, die holde Emmy zu beſitzen. Dieſer Gedanke und die Vorſtellung, daß ich, bey aller heiſſen Liebe, doch nie würde daran denken können, der Auserwählten meine Hand zu bieten, bewogen mich, ihm meinen Beyſtand zuzuſagen, und der edle Jüngling ahnete nicht, wie viel dieß Verſprechen meinem Herzen koſtete.

Von dem erhebenden Gefühl ergriffen: daß es verdienſtlich ſey, das Glück der Geliebten, mit Aufopferung ſeiner ſelbſt, zu befördern, glaubte ich mich ſtark genug, mein Verſprechen auf der Stelle zu erfüllen und eilte in der erſten Aufwallung meines Gemüths zu Emmy. Ich traf ſie allein an. Der Augenblick ſchien meinem Vorhaben günſtig, und dennoch fehlte wenig daran, daß der bloße Anblick des liebenswürdigen Mädchens, nicht meinen feſten Entſchluß zertrümmert hätte. Ganz vernichtet ſtand ich, mit niedergeſchlagenen Blicken, vor der Heißgeliebten, bemühete mich ſtammelnd, ſie von Eduards trefflichen Eigenſchaften zu überzeugen und fügte endlich, faſt mit erſtickter Stimme, die Bitte hinzu: einen ſo würdigen Freyer nicht unerhört zurück zu weiſen.

„Und auch Sie können mir dieſen Rath geben?" ſagte Emmy tief bewegt und brach in Thränen aus. „O Albert, nimmer hätte ich das von Ihnen erwartet!" —

Hatte vorhin der bloße Anblick der Geliebten ſchon meine Entſchlüſſe wankend gemacht,

ſo raubten ihre Thränen, die, wie ich leicht errathen konnte, um meinetwillen floſſen, mir vollends alle Beſinnung. Jede Rückſicht vergeſſend, die ich hätte nehmen ſollen, warf ich mich zu Emmys Füßen, betheuerte ihr, daß ich ſie unausſprechlich liebe und ewig lieben werde, geſtand aber auch zugleich, daß ich es nie wagen dürfe, um ihre Hand zu bitten, indem ich nur von geringer bürgerlicher Herkunft ſey und ihren würdigen Vater durch angenommenen Stand und Namen getäuſcht habe. Emmy fand jedoch den Betrug, deſſen ich mich ſelbſt beſchuldigen mußte, bey weitem nicht ſo ſträflich als ich es erwartet hatte. Gern bereit, ihrem Stande um meinetwillen zu entſagen, betheuerte ſie vielmehr laut: nicht den Freyherrn, nur den Menſchen in mir zu lieben. Sie forderte mich auf, ihrem Vater mein Herz zu eröffnen, und als ich noch immer fortfuhr, an der Möglichkeit unſerer Vereinigung zu zweifeln, ſo übernahm ſie es ſelbſt, bey der erſten Gelegenheit, ihrem Vater dieſe Entdeckung zu machen. Vergebens waren meine Vorſtellun-

gen, dem würdigen Obersten, der unmöglich in diese Mißheirath willigen konnte, einen Verdruß und mir eine empfindliche Beschämung zu ersparen; Emmy konnte sich von der schönen Hoffnung nicht trennen: daß ihr Vater dem Retter seines Lebens vergelten und ihr einen Mann, nach der freyen Wahl ihres Herzens geben würde, wie er selbst es mehr als einmal ihr feyerlich versprochen habe.

Ich befand mich in der peinlichsten Verlegenheit. Eine Verbindung mit Emmy schien mir durchaus unmöglich, denn ich sahe wohl ein, daß der Oberst über die Verschiedenheit unserer Geburt ganz anders urtheilen würde, als ein liebendes Mädchen, das in klösterlicher Stille bey einer alten Tante erzogen, von Weltverhältnissen keine richtige Begriffe haben konnte. Dabey war mir der Gedanke unerträglich: vor einem Manne, der mich seit Jahr und Tag mit Wohlthaten überschüttet und wie ein Vater behandelt hatte, jetzt als ein Betrüger zu erscheinen, der unter erdichtetem Stand und Namen, die Vorsicht des Vaters eingeschläfert und sich

in das Herz der arglosen Tochter eingeschlichen hatte. Schnelle Flucht, noch ehe Emmy sich ihrem Vater entdecken konnte, schien mir das einzige Mittel zu seyn, um der mir drohenden Schande zu entgehen und ich entschloß mich dazu um so lieber, da mir eine freywillige Verbannung, doch immer weit ehrenvoller zu seyn schien, als abzuwarten, bis der Oberst meine Entfernung wohl gar selbst veranstaltete.

Mit zerrissenem Herzen setzte ich mich nieder und schrieb zwey Briefe, um über mein Verschwinden die nöthigen Aufschlüsse zu geben. Meinem unvergeßlichen Wohlthäter, dem Obersten, dankte ich für alle Güte und väterliche Sorgfalt, die er mir zeither auf eine so großmüthige Art erwiesen. Ich entdeckte ihm meine heiße Liebe zu seiner Tochter und daß der Besitz ihrer Hand mich unaussprechlich glücklich gemacht haben würde. Ich setzte ihm aber auch die Gründe aus einander, die mich bestimmten, sein Haus zu verlassen und fügte endlich noch hinzu: wie ich gewiß glaube, Emmys Neigung zu mir, werde wohl noch nicht so tief ge-

wurzelt haben, daß ihr junges Herz keiner anderen Liebe fähig seyn sollte.

Der Brief an Emmy enthielt, nebst einem Lebewohl für immer, den Wunsch: meine Flucht als eine nothwendige Trennung zu betrachten, die das Schicksal über uns verhängt habe. Hinzugefügt war noch die Bitte: meiner zu vergessen und nach dem Wunsche ihres würdigen Vaters, ihre Hand einem Manne zu schenken, der sie durch Geburt und Herzensgüte glücklich machen könne.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Abermalige Flucht. Ankunft im väterlichen Hause und Aufklärungen mancherley Art.

Noch war die Sonne am folgenden Morgen nicht über die Gipfel der fernen Hügel empor gestiegen, die unabsehbaren Flächen der Wiesen, auf die der Thau sich erquickend herab senkte, glichen entfernten Wasserfluthen, und nur der

Geſang einzelner Vögel und das Krähen der Hähne, unterbrach zuweilen die feyerliche Stille, die in der ganzen Natur herrſchte — da machte ich mich ſchon auf den Weg. Mit unbeſchreiblich bangen Gefühlen, verließ ich einen Ort, an welchem ich die ſchönſten Tage meines Daſeyns durchlebt hatte, und als ich endlich eine Anhöhe erſtieg, welche die letzte Ausſicht in die wohlbekannte Gegend gewährte, da vermochte ich es nicht weiter zu gehen; die Füße ſelbſt verſagten mir den Dienſt. Helle Thränen ſtürzten aus meinen Augen, indem ich noch einmal nach dem Schloſſe hinüber blickte, das alles in ſich enthielt, was die Welt Theures für mich beſaß und von dem ich nun, ſelbſt ohne Abſchied nehmen zu dürfen, ſcheiden mußte. Ich ſank auf meine Knie nieder und flehete zu Gott, mir Stärke zum Vollbringen eines Vorhabens zu verleihen, von dem mein Pflichtgefühl mir ſagte, daß es gut und edel ſey. Um langes Leben für meinen unvergeßlichen Wohlthäter, um Faſſung für Emmy, betete ich noch mit inniger Rührung, ſtand dann gefaßter auf, ſagte der ganzen

theuern Gegend ein Lebewohl, trocknete meine Thränen und setzte dann, mich gewaltsam zusammen raffend, meine Reise fort.

Mir blieb keine andere Wahl übrig, als zu meinen Eltern zurück zu kehren, und ich schlug die nächste Landstraße ein, die in meine Heimath führte. Den vierten Tag erblickte ich die Thürme meiner Vaterstadt. Mit ihnen traten die Bilder der Vergangenheit, meine freudenleere Kindheit und alles Ungemach, was ich im väterlichen Hause erduldete, wieder vor meine Seele. Ich gedachte der kühnen Hoffnungen, die einst meinen Busen schwellten, als ich bey meiner ersten Flucht, das Stadtthor im Rücken hatte, und jetzt mußte ich durch das nemliche Thor, wieder zu dem väterlichen Heerde zurück kehren, wo den gereiften Jüngling vielleicht ähnliche Kränkungen erwarten konnten. Schmerzlich bereuete ich jetzt den ersten Fehltritt, den ich beging, und der zu allen nachherigen Verirrungen meiner Jugend, Veranlassung gab. Mir war wie dem Sclaven zu Muthe, der aufs neue an die Ruderbank geschmiedet wird, und den noch

würde ich auch diesem Schicksale ruhiger
en gegangen seyn, wenn das, was ich für
y empfand, nicht ausserdem mein Herz zer-
hätte. Um alles Aufsehen zu vermeiden,
ch erst in die Stadt, als es schon dunkel
erden begann und trat, nicht eben den
lichsten Empfang erwartend, zu meinen
in die Stube.

Mein Vater erkannte mich anfangs nicht
war vor Freude ausser sich, als ich mich zu
nen gab. Er schloß mich entzückt in seine
, prallte aber im nemlichen Augenblick wie-
inige Schritte zurück, nannte mich einmal
das andere: seinen gnädigen Herrn, und
dieser respectwidrigen Zudringlichkeit wegen,
er seine Umarmung nannte, unter vielen
llingen um Verzeihung. Auch meine Frau
smama heulte, aus reiner Freude, wie sie
, gleich einer Besessenen und wollte mir mit
Gewalt die Hand küssen. Ich wußte gar
t, was ich zu diesem Empfange denken sollte.
ánglich glaubte ich, meine Eltern hätten in
ahrung gebracht, daß ich eine geraume Zeit

lang den Freyherrn gespielt habe und wollten sich auf diese Art nur über mich lustig machen; als aber das sonderbare Benehmen auch auf die Länge fortdauerte, war ich schon geneigt, eine complette Verrücktheit meiner werthen Angehörigen zu argwöhnen, bis sich endlich mein Vater entschloß, mir unter beständigen devoten Verbeugungen das Räthsel zu lösen.

„Ach, gnädiger Herr!" so begann er seine Erzählung, „wie hoch bin ich erfreut, daß mir altem Manne noch vergönnt wird, den geheimnißvollen Schleyer vor Ihnen aufzudecken, der bisher Ihre eigentliche Herkunft vor aller Welt verhüllte. Ein Eid band früher meine Zunge, doch jetzt ist der Augenblick gekommen, wo ich es laut bekennen darf, daß ich nicht das Glück habe, Ihr Vater zu seyn. Vom Schicksal ausersehen, der Stammhalter eines der ältesten Geschlechter Deutschlands zu seyn, werden Sie jetzt um so glänzender aus der Verborgenheit hervortreten, in der die Hand der weisen Vorsehung Sie zu prüfen und zu läutern für gut fand. Ihr Herr Vater diente noch als Lieutenant in der P**schen Armee und ich stand als Chirur-

gus bey der nemlichen Compagnie, als er in Frankfurt, wo er ſich eine Zeit lang in Werbegeſchäften aufhielt, die einzige Tochter eines Grafen von W**gerode kennen lernte. Beyde liebten ſich mit dem Feuer der erſten Leidenſchaft und ſchwuren, von gleichen ſchwärmeriſchen Gefühlen beſeelt, einander feyerlich: ſtets unvermählt zu bleiben, indem leicht voraus zu ſehen war, daß der ſtolze Graf nie einen Lieutenant, der überdieß nicht einmal Vermögen beſaß, als Eidam annehmen würde. Das Schickſal trennte die Liebenden, aber auch in weiter Entfernung blieb die edle Mathilde ihrem Schwure treu. Nicht die Bitten zahlloſer Freyer, nicht die grauſame Behandlung ihrer Eltern — denen der Grund dieſer Weigerung immer ein Geheimniß blieb — waren vermögend, ſie wortbrüchig zu machen, bis der alte Graf, empört daß ſeine Tochter ſelbſt die Hand eines Prinzen verſchmähte, ſie heimlich in ein Kloſter ſandte."

„Um eben dieſe Zeit war Ihrem Herrn Vater eine nicht unbedeutende Erbſchaft zugefallen. Er forderte ſeinen Abſchied, der ihm mit dem Charakter als Hauptmann ertheilt wur-

de, und eilte wieder nach Frankfurt, um den Aufenthalt seiner Geliebten zu erforschen, von dem ein Freund ihm gemeldet hatte, daß sie plötzlich verschwunden sey. Seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Er entdeckte nicht allein das Kloster, welches seine theure Mathilde verbarg, er war auch so glücklich, sie aus demselben zu entführen und floh mit ihr auf seine Güter ins P**sche, wo er sich in aller Stille trauen ließ. Im Vollgenuß des reinsten Glückes hatten jedoch beyde kaum ein Jahr verlebt, als das harte Schicksal sie für immer trennte, denn Ihre Geburt, gnädigster Herr, kostete der guten Mathilde das Leben."

„Ihr Vater war außer sich. Sein Schmerz grenzte an Wahnsinn und niemand durfte es wagen, ihm ein Kind vor die Augen zu bringen, dessen Geburt er mit dem Theuersten, was die Welt für ihn besaß, hatte erkaufen müssen. Der bisherige Wohnplatz seiner stillen Freuden, war ihm zur Hölle geworden. Er verkaufte seine Güter, reis'te von einer großen Stadt zur andern und als nichts ihn zu zerstreuen vermochte, ging er endlich nach England, nahm

aufs neue Militärdienſte und ſchiffte ſich nach Amerika ein. Kurz vor ſeiner Abreiſe nach England, ſuchte er mich auf, und traf mit mir ein Abkommen, um ſich auch der letzten Sorge zu entledigen, die ihn an Europa feſſelte. In Folge dieſes Vergleichs heirathete ich meine erſte Frau, die bey Ihrer ſeligen Frau Mutter als Kammerjungfer gedient und ſeit deren Tode ſich Ihrer Wartung und Pflege ſo edelmüthig unterzogen hatte. Ich übernahm es ferner: Sie wie mein eigenes Kind zu erziehen und zu verſorgen, wogegen mir Ihr Herr Vater — außer einer guten Ausſtattung für meine Frau — noch ein Capital von 6000 Thlrn. einhändigte; ſo daß ich mich hier ankaufen und den Militärdienſt ganz verlaſſen konnte. Sowohl meine Frau, als ich, mußten Ihrem Herrn Vater eidlich verſprechen, weder Ihnen, noch ſonſt jemanden zu entdecken, daß Sie von adelicher Abkunft wären: denn — ſo pflegte der gute Herr oft zu ſagen — „ein armer Edelmann iſt noch übler daran als ein Bettelmann; er muß oft ehrenhalber verhungern. Darum ſoll mein Junge lieber ein ehrliches Handwerk er-

lernen, das seinen Mann nährt und im Bürgerstande glücklich leben, ohne zu erfahren, welches Blut in seinen Adern fließt." —

„Nach diesem Arrangement reiste Ihr Herr Vater ab und eine Reihe von Jahren verstrich, ohne daß wir Nachrichten von ihm erhielten, die, seiner wirklichen Einschiffung nach Amerika, ausgenommen. Schon hielt ich ihn für todt, und Ihre Entweichung, gnädigster Herr, beunruhigte mich, aufrichtig gesagt, wenig, weil ich eines Theils glaubte, daß Sie wohl von selbst bald wieder zu mir zurückkehren würden und auf der anderen Seite mir unmöglich vorstellen konnte, daß ich noch deshalb von Seiten Ihrer Angehörigen würde verantwortlich gemacht werden. Wie groß war aber meine Verlegenheit, als Ihr Herr Vater einige Monate nach Ihrer Flucht, hier ankam und Sie von mir zurück begehrte. Er hatte sich im Amerikanischen Kriege ausgezeichnet, war bis zum Obersten avancirt, hatte dann seinen Abschied genommen, sich in Westindien angekauft, und, vom Glück begünstigt, durch einträgliche Speculationen ein ungeheures Vermögen erworben. Nach

und nach war aber doch die Liebe zum Vaterlande wieder in ihm erwacht. Eine Reihe von Jahren hatte den Haß vertilgt, den er auf sein schuldloses Kind geworfen, sanftere Empfindungen bewegten jetzt das Vaterherz und zogen es nach Europa zurück, um den verstoßenen Erben wieder in die entzogenen Vorrechte des Standes und der Geburt einzusetzen."

„Ich befand mich in keiner geringen Verlegenheit, doch blieb mir nichts weiter übrig, als den wahren Hergang der Sache zu berichten. Ihr Vater war auſſer ſich, ſeine ſchönſte Hoffnung abermals zertrümmert zu ſehen. Er ſparte weder Koſten noch Mühe, um Ihren jetzigen Aufenthalt zu erforſchen und wir waren auch wirklich ſo glücklich, den Weg ausfindig zu machen, den Sie eingeſchlagen hatten. Unſere Nachrichten gingen jedoch nur bis zu Ihrem Engagement bey der Klingelſchen Schauſpieler-Geſellſchaft; was nachher aus Ihnen geworden, warum Sie dieſe Truppe verlaſſen und wohin Sie ſich neuerdings gewendet hatten, war durchaus nicht auszumitteln möglich. Wir ließen Aufforderungen in die geleſenſten Zeitungen ein-

rücken, aber alles blieb ohne Erfolg, und Ihr Herr Vater reiſ'te troſtlos auf ſeine Güter zurück."

So ungefähr lautete die Erzählung meines Pflegevaters. Von gerechtem Erſtaunen ergriffen, koſtete es Mühe, mich zu überzeugen, daß ich wirklich wach ſey und daß kein Spiel der Phantaſie, kein vorübergehender Traum mich beſchäftige. Wohl zehnmal mußte man mir jeden Umſtand wiederholen, bevor ich mich dem Entzücken ganz überließ, das dieſe unerwartet glückliche Veränderung meines Schickſals in mir erzeugte. Mein erſter Gedanke war Emmy. Ihr durfte ich jetzt Hand und Herz anbieten, und die Vorſtellung: die Auserwählte werde nun bald als Braut in meine Arme ſinken, berauſchte mich dergeſtalt, daß ich meinen Pflegevater — der noch immer demüthig bat, ihn ja nicht entgelten zu laſſen, daß er mir als Knabe oft ſo übel mit geſpielt habe — einmal über das andere umarmte und ſelbſt den alten Groll ganz vergeſſen hatte, den ich noch von früher her gegen die böſe Stiefmutter empfand.

Nachdem der erſte Wonnetaumel vorüber war, fiel mir es erſt ein, nach dem Namen und Aufenthalt meines eigentlichen Vaters zu fragen und keine Feder vermag das Erſtaunen zu beſchreiben, das mich ergriff, als mir eröffnet

wurde: daß ich dem Obersten von Bühlen dem nemlichen, dessen Gut ich vor kurzem erst verlassen hatte — mein Daseyn verdanke.

Die schönste Hälfte meines Glückes war nun dahin, denn Emmy, die ich als Braut zu umfangen gehofft hatte, war meine Schwester. Vom lautesten Jubel plötzlich zum düstern Schweigen herab gestimmt, konnten meine Pflegeeltern nicht begreifen, wie die bloße Eröffnung meines Familien-Namens, eine solche Veränderung in mir hervor zu bringen im Stande sey, bis ich selbst ihnen das Räthsel löst'te.

Noch den nemlichen Abend wurde ein reitender Bote mit einem Briefe an meinen Vater abgefertigt, der die Anzeige meiner Rückkehr enthielt, auch zugleich den Tag bestimmte, an dem ich wieder bey ihm einzutreffen gedachte, und um zu verhüten, daß die Gesundheit des würdigen Greises nicht etwa durch diese unerwartete Nachricht erschüttert werden könnte, addressirte ich alles an den Prediger des Orts, der den Auftrag erhielt, meinen Vater erst auf Alles, was der Brief enthielt, gehörig vorzubereiten.

Den folgenden Morgen besuchte ich mehrere Bekannte und unter anderen auch das Haus mei-

nes vermaligen Principals. Hier fand ich jedoch Alles sehr verändert. Herr Schweiger war nemlich gestorben und seine hinterlassene Wittwe hatte sich mit Monsieur Ammon vermählt, führte mit demselben aber die unglücklichste Ehe und es hatte ganz das Ansehen, als ob die rächende Nemesis beyden dieß Schicksal, als den Lohn ihrer früheren Thaten, bereitet habe.

In Begleitung meines Pflegevaters verließ ich mit leichtem Herzen den Ort, wo ich meine Kindheit durchlebte, um einer glänzendern Bestimmung entgegen zu gehen. Mein Vater war uns eine Meile weit entgegen gefahren und erwartete uns auf einem seiner Vorwerke. Hier war es, wo der würdige Greis mich zum ersten Male mit unbeschreiblicher Rührung als seinen Sohn umarmte. Heiße Thränen entstürzten seinen Augen bey dem Geständniß: daß unaufhörliche Gewissensbisse, ihn für die stiefväterliche Härte, mit der er mich als hülfloses Kind fremden Menschen übergab, auch in entfernten Welttheilen gefoltert hätten und er versprach, mich für jedes Ungemach zu entschädigen, daß ich durch seine Schuld erlitten habe. Auch seiner Lebensrettung gedachte ich noch, und konnte einige sanfte Vorwürfe nicht zurück halten, indem

er mir vorſtellte: daß ich ihm durch meine heimliche Entfernung jedes Mittel, ſich dankbar beweiſen zu können, geraubt haben würde, wenn uns die Vorſehung nicht auf eine ſo wunderbare Art wieder zuſammen geführt hätte.

Der Abend dämmerte ſchon, als wir im Schloſſe anlangten. Mein Vater führte mich in den groſſen Saal, wo ich den benachbarten Adel verſammelt fand, dem er mich als ſeinen Sohn und Erben vorſtellte. Glückwünſche und Verſicherungen fortdauernder Freundſchaft, von allen Seiten empfangend und erwiedernd, gelangte ich durch die langen Reihen der gebetenen Gäſte, bis in den Hintergrund des Saals, wo Emmy, an der Hand ihres Lehrers, des würdigen Predigers, meiner wartete. Ergriffen von dem Anblick der Lieblichen, ſtand ich verſteinert. Das Wort erſtarb auf meiner Zunge, und der Gedanke: daß dieſes Weſen, geſchmückt mit Körperreiz und Seelenadel, bezaubernd durch Unſchuld und Natur, der Schöpfung ſchönſtes Meiſterwerk, vom Schickſal nur zu meiner Schweſter beſtimmt worden ſey, vergällte mir die Freude des Wiederſehens.

Auch Emmy war nicht ſo unbefangen, nicht ſo zutraulich, als ich ſie ſonſt zu ſehen ge-

wohnt war. Ihr Blick ſenkte ſich zu Boden und heimlich rollte eine Thräne auf die weiße Roſe herab, die an ihrem klopfenden Buſen wogte. Aller Augen waren auf uns gerichtet, da trat mein Vater herzu, ergriff die Hand des erröthenden Mädchens, legte ſie in die meinige und ſprach mit Rührung und Würde: „Gott ſegne Euern Bund! Seyd glücklich meine Kinder!“

„Wie?“ rief ich erſchüttert, „Emmy —

„Iſt Deine Braut! das Uebrige erzähl' ich Dir bey Tiſche. Jetzt, Herr Paſtor, thun Sie, was Ihres Amtes iſt.“

Der Prediger hielt eine rührende Rede und verlobte uns feyerlich. Die Glückwünſchenden nahmen uns in ihre Mitte und führten uns endlich zur Tafel. Laut erſcholl das Lebehoch, dem glücklichen Brautpaar dargebracht. Die Gläſer erklangen und ſchmetternd verkündeten die Trompeten in weiter Ferne den Jubel des frohen Verlobungsfeſtes.

Emmy war, wie ich jetzt erfuhr, meines Vaters Brudertochter. Beyde Brüder hatten zu gleicher Zeit Europa verlaſſen, hatten in Amerika die Gefahren des Krieges getheilt und erſt auf der Rückreiſe ſtarb Emmys Vater, nachdem er ſeinem Bruder die heilige Pflicht auferlegt

legt hatte, für ſein Kind zu ſorgen. Glücklich langte mein Vater in Europa an, doch ſeine Bemühungen, den verlohrenen Sohn wieder auf zu finden, blieben ohne Erfolg. Kinderlos und tief gebeugt, ſchien die Welt keinen Reiz mehr für ihn zu haben, da gerieth er auf den Einfall, ſeines Bruders Tochter an Kindesſtatt anzunehmen. Er erlaubte ſich ſogar den unſchuldigen Betrug, ſich ſelbſt für ihren wirklichen Vater auszugeben, weil er eines Theils dem guten Mädchen die Trauer über den Verluſt des Vaters erſparen und auf der anderen Seite auch den Zweck erreichen wollte: daß er doch von einem Weſen auf dieſer Welt, wahrhaft kindlich geliebt würde. Emmy, die bey einer alten grämlichen Tante ſehr ſtrenge erzogen worden war, verließ dieſe mit Freuden und ſchloß ſich um ſo inniger an ihren vermeintlichen Vater an, da dieſer ſie mit ungewohnter Güte und Leutſeligkeit behandelte und jeden ihrer beſcheidenen Wünſche zuvorkommend erfüllte. Allem Vermuthen nach würde Emmy auch nie über ihre eigentliche Herkunft eines andern belehrt worden ſeyn, wenn ihre Verbindung mit mir nicht eine ſolche Aufklärung nothwendig gemacht hätte.

Dem froh begangenen Verlöbniß folgte

nach einigen Wochen ein glänzendes Hochzeitfeſt. Meine heißeſten Wünſche waren nun erfüllt. Im glücklichen Familienkreiſe umſchlang ich mit einem Arm, das liebevollſte, treflichſte Weib und mit dem andern, den beſten, gütigſten Vater, der ſich, in dem Glücke ſeiner Kinder ſchwelgend, aufs neue verjüngte und ganz die düſtere Schwermuth verlohren zu haben ſchien, die ſich ſonſt auf ſeiner Stirn gelagert hatte.

Schnell ſind mir ſeit jener Zeit eine Reihe von Jahren entflohen. Schon wieg' ich rüſtige Knaben auf meinem Schooß und noch immer fühle ich mich am glücklichſten im Kreiſe der Meinen. Oft gedenke ich noch meiner jugendlichen Verirrungen, danke der gütigen Vorſehung, die einen rettenden Engel mir ſandte, um mich dem Strudel der Leidenſchaften wieder zu entreißen, von dem ich ſchon gewaltſam mit fortgeriſſen wurde und wünſche: daß jedem Jüngling, der ſo wie ich, ſich vom Pfade der Pflicht entfernte, ein holder weiblicher Genius die Hand reichen und ihn zu dem Tempel der Tugend zurück führen möge.